2,00 DM / Band 804
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Frau mit den Totenaugen

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Die Frau mit den Totenaugen

John Sinclair Nr. 804

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 30.11.1993

Titelbild von Arndt Drechsler

Sinclair Crew

Die Frau mit den Totenaugen

Vor dem großen weißen Haus auf den Klippen hatte Susy Carter noch nie Angst gehabt. Auch an diesem frühen Abend nicht, als sie durch den weichen Sand den Hang hinab fast bis ans Meer gelaufen war, über dem Wolken standen. Der Wind spielte mit dem Wasser, türmte es zu Wellen hoch und schleuderte sie gegen den Strand, wo sie in breiten Schaumstreifen ausliefen und dem Sand eine graue Farbe gaben. Die achtjährige Susy fröstelte. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass es so kalt werden würde. Sie hätte statt der dünnen besser eine dickere Jacke anziehen sollen. Das blonde Mädchen blieb vor dem alten Holzhaus stehen.

Von dem ehemals weißen Lack war so gut wie nichts mehr zu sehen. Mehrere Familien hätten in dem Haus wohnen können, leider stand es leer. Es sollte verkauft werden, das wusste Susy, doch es hatte sich noch kein Käufer gefunden.

Früher einmal war das Haus eine Pension gewesen. Wegen seiner außergewöhnlichen Lage mit Meerblick stets gut besucht, nun stand es seit vielen Jahren leer. Das helle Dach war ein Platz für zahlreiche Seevögel geworden.

Die Fenster waren noch vorhanden. Zum Glück hatten keine Rowdys die Scheiben eingeschlagen.

Susy schaute sich das Haus an.

Sie atmete einige Male tief durch. Die würzige Luft schmeckte gut, weniger gut allerdings schmeckten ihr die feinen Sandkörper, die der Wind gegen ihr Gesicht blies. Sie ärgerte sich jetzt, zu diesem Ort gelaufen zu sein, aber was hätte sie denn gegen den Drang machen sollen, der sie immer wieder an den Strand trieb?

Susy hatte das Haus noch nie betreten. Seltsamerweise fürchtete sie sich davor. Sie kannte ja die schrecklichen Geschichten, die man sich im Ort erzählte. Von Geistern war da die Rede gewesen, von einem Spuk, der alles tötete, was in seine Nähe kam. Von unheimlichen Schattenwesen und gefährlichen Geistern.

Als die Kleine darüber nachdachte, kriegte sie einen trockenen Hals. Sie spürte auch das Brennen in ihrer Kehle. Der Wind kämmte ihr Haar, auf der Kopfhaut kribbelte es, und auf ihrem Rücken lag ein Schauer, der nicht mehr weichen wollte.

Die Fenster kamen ihr düster vor. Viereckige Schatten wie hineingemalt in die Hauswand. Über ihrem Kopf hörte sie die krächzenden Schreie der Möwen. Unter ihnen befanden sich ziemlich große Tiere, die mit mächtigen Flügelschlägen durch die Luft segelten und sich das Haus als Ziel ausgesucht hatten.

In Sanften Schwüngen landeten sie dort oben auf dem Dachfirst und schauten sie an.

Nur Tiere – oder…?

Manche Leute sagten, dass sich die Geister der Menschen in diesen Möwen verstecken konnten. Und war es nicht in der letzten Zeit passiert, dass Spaziergänger in Strandnähe von diesen normalerweise harmlosen Tieren angefallen worden waren?

Das wusste Susy nicht genau, die Erwachsenen redeten nur flüsternd darüber. Es waren auch mal Polizisten im Dorf gewesen, das stimmte alles, und die Eltern hatten Susy verboten, an den Strand zu gehen und sich dort länger aufzuhalten.

Aber sie wollte hin, sie musste hin, auch heute, obwohl dieser Abend nicht gut war.

Eine letzte Möwe segelte auf das Haus zu und ließ sich auf dem Dach

nieder. Es schrie auch kein Vogel mehr, plötzlich lag Stille über dem Strand, abgesehen vom ewigen Rauschen des Meeres, dessen Wellen immer wieder anrollten.

Es war komisch. Auch Susy dachte über die Veränderung nach, und selbst als Kind suchte sie nach einem Vergleich. Sie kam sich vor wie in einem Bild stehend. Das Haus, der Strand und sie als Mensch. Sie war zu einem Teil des Gemäldes geworden. Es hatte sie eingeschlossen, es lebte, und auch sie lebte mit.

Sie schaute in die Höhe.

Eine Wolke war vom Meer her auf das Land zugewandert und hatte sich direkt über ihrem Kopf niedergelassen. Sie lag dort wie ein Stück grauer Decke, das jeden Augenblick nach unten fallen konnte.

Die blassen Lippen des blonden Mädchens bewegten sich. In ihrer Fantasie stellte sie sich die unheimlichsten Dinge vor. Die Wolke blieb, aber sie veränderte sich in ihrem Innern. Susy sah Gesichter, wo es eigentlich keine zu sehen gab. Böse, grauenhafte Fratzen, wie sie hin und wieder in den Filmen gezeigt wurden, die im Fernsehen liefen. Verzerrt, einige grellbunt, andere wieder so bleich wie ihre tote Urgroßmutter, die erst vor zwei Monaten gestorben war. Susy hatte sie noch im Bett liegen sehen. Sie hatte ausgesehen wie ein Skelett mit der dünnen Haut über den alten Knochen.

Das Kind zitterte. Waren es die dunklen Wolken, die beinahe geheimnisvollen Lichtverhältnisse, die ihr Angst einflößten? Sie wischte mit einer Hand über ihr Gesicht und spürte auf der Haut die kleinen Sandkörner, die überall in der Luft herumflogen.

Es war nicht die Angst, die sie kannte, die immer dann kam, wenn sie irgendwelchen Mist gebaut hatte, in der Schule oder zu Hause. Es war eine andere Angst, denn diese hier saß tiefer, sie war auch böser, und eine derartige Angst hatte sie noch nie zuvor gespürt.

Susy wollte eigentlich weg, aber die Furcht war stärker. Sie bannte sie auf der Stelle. Der Wind umsäuselte sie. Endlich gelang es ihr, sich aus der »Umklammerung« zu befreien. Sie hob den Kopf, um wieder gegen die Front des weißen Hauses zu schauen.

Da sah sie das Licht!

Im ersten Moment war sie geschockt. Ein gelber Streifen leuchtete hinter einem der Fenster. Es war eine matte Fahne, die nach unten flatterte, wobei sie den Rand nicht mehr erreichte und sich verlor.

Das Kind atmete tief durch. Es war schon oft allein hier am Strand gewesen und hatte das Haus beobachtet, aber das Licht hinter der Scheibe war ihr noch nicht aufgefallen.

Susy blieb stehen.

Zeit verstrich, das Licht blieb. Es flackerte nicht, also stammte es nicht von einer Kerze. Außerdem war es dafür zu hell und zu kalt.

Jemand musste in dem verlassenen Haus sein. Über ihren Rücken

rieselte es kalt. Susy fing an zu frieren. In ihrem Kopf lagen kleine Eisstücke, gleichzeitig schwitzte sie auch, und sie sagte sich, dass sie weglaufen musste.

Stattdessen blieb sie stehen, denn das Licht war wie ein Magnet.

Die Wolke lag noch immer über ihrem Kopf. Sie vereinigte sich mit der Dämmerung, die heranschlich wie ein Dieb.

Niemand war in der Nähe, der ihr einen Rat oder eine Hilfestellung hätte geben können. Susy fühlte sich so schrecklich allein an diesem Strandabschnitt, sie wusste allerdings auch, dass es ihre eigene Schuld war und sie nicht auf die Warnung ihrer Eltern gehört hatte.

Auf einmal wurde es ganz schlimm.

Da schimmerte nicht nur das Licht hinter dem einen Fenster, da kam noch etwas hinzu. Aus der Tiefe des Zimmers oder des Hauses drang etwas Rotes nach vorn. Es war ein kaltes Rot, eines, das ihr Furcht einjagte. Es sah aus wie die Farbe überreifer Erdbeeren, und es hatte die Form eines Gesichtes angenommen.

Lang gestreckt, groß und mit zwei Augen, in denen so schrecklich weiße Löcher leuchteten, als wären sie hineingebohrt worden.

Grausame und fürchterliche Augenlichter, für die Susy keine Erklärung hatte. Das Gesicht war auch so groß, und sie wartete gespannt ab, was geschehen würde, denn es löste sich von diesem Licht.

Es kam näher.

Über den Strand hinweg schwebte es auf das Kind zu.

Susy wartete. Sie hatte die Arme nach vorn gestreckt, als wollte sie das Gesicht umfangen. Es war eine Frau, sie sah die Haare, die den Kopf wie ein Vorhang umgaben.

Grelle Schreie erreichten ihre Ohren, als sich die Möwen vom Dach erhoben und durch die Luft flatterten.

Sie rasten auf das Kind zu.

Susy Carter spürte den Wind, der in ihr Gesicht fuhr. Sie schloss die Augen, denn sie wollte nicht sehen, wie sich die Vögel auf sie stürzten und mit ihren Schnäbeln zuhackten.

Es passierte nicht, denn die Tiere jagten über sie hinweg. Wie eine stürmische Wolke, die zusätzlich noch einen Windstoß produzierte, der die Gestalt des Kindes durchschüttelte.

Der Sand bewegte sich unter ihren Füßen. Susy überkam das Gefühl eines Wechsels. Es war kein Sand mehr, er hatte sich im Wasser oder in einen Sumpf verwandelt, der an ihr zerrte, um sie einfach wegzutreiben. Mit sich zu nehmen in ein gefährliches Reich, wo der Tod und das Verderben lauerten.

Schreckliche Vorstellungen tanzten durch ihr Gehirn. Alte Märchen und böse Kindergeschichten nahmen Gestalt an. So plastisch hatte sie diese Szenen noch nie erlebt.

Sie riss die Augen auf.
Ihr heller Schrei wurde vom Wind gepackt und weit über den Strand hinweggeweht. Susy Carter wusste nicht mehr, was sie noch denken sollte. Sie konnte auch nichts mehr sehen, denn ihr Blickfeld wurde nur von dieser roten Gestalt eingenommen.
Das Haus hatte sie verlassen, sie war am Strand, sie war bei ihr.
Und sie berührte sie.
Um das Kind herum tobten die Schreie der Vögel. Es hörte sich so schlimm und grell an, als würden sie unter einer schrecklichen Folter zu leiden haben.
Das Gesicht, die Vögel, das furchtbare Rot… vor Susys Augen drehte sich alles in einen Kreisel hinein, der sich für sie in einen tödlichen Strudel verwandelte.
Das Kind sank in den Sand.
Reglos blieb es liegen.
Und die Möwen stiegen in den dunkler werdenden Himmel auf, wo ihre Triumphschreie verwehten…

***

Eigentlich bin ich verrückt, dachte Fiona Finley. Eigentlich ticke ich nicht richtig, denn wer ist schon so blöd, die Abendstunden am Strand zu verbringen und sich dabei noch abzuhetzen? Jogging im Sand bedeutete die doppelte Kraftanstrengung wie auf festem Untergrund.
Aber sie lief weiter.
Sie musste weiterlaufen. Fünf Meilen an jedem Abend. Das schaffte sie, und sie würde auch noch mehr schaffen, bevor sie wieder in ihr Londoner Büro eintauchte und sich an den Schreibtisch setzte, wo das Joggen unmöglich war und eigentlich nur ein ferner Traum blieb.
So lief sie durch den Sand und lauschte dem Klopfen der Schritte, das irgendwo vergleichbar mit dem Schlag ihres Herzens war, sogar der Rhythmus stimmte überein.
Es gefiel ihr immer besser. War erst einmal der eigene innere Schweinehund überwunden, dann kam das »good feeling«. Es war einfach unbeschreiblich, plötzlich lief man von allein, die Beine bewegten sich, sie hatte den Rhythmus gefunden, es war so wunderbar für sie, und sie flog über den Strand hinweg.
Das Gehirn war frei, die frische Meerluft pustete es durch. Der Alltag lag weit zurück, und er floh regelrecht vor der einsamen Läuferin. London, das Büro, all die Hektik, die gewaltige Stadt, die Menschen zermalmen konnte, darüber würde sie nur mehr lachen.
Sie interessierte ein anderer Rhythmus, der ihrer Schritte, deren Gleichklang sie glücklich machte. Das war die tolle Welt, hier konnte sie sich fordern.
Sie hätte ihre Gefühle am liebsten hinausgelacht, und hinaus

geschrien, um allen anderen Menschen zu erklären, dass sie ebenso handeln sollten wie sie, das aber wäre nicht gut gewesen, denn dann hätte sie ihren Weg nicht mehr allein finden können.

Und so lief sie weiter.

Rechts von ihr schimmerte das Meer. In weißen, breiten Zungen liefen die Wellen gegen den Strand, doch an dieser Stelle hatten sie bereits ihre Gier verloren. Weiter draußen aber verwandelten sie sich in bösartige Raubtiere, die ihre Rachen aufsperrten, um die Menschen in sich hineinzuschlingen.

Fiona lief gut. Sie war locker. Sie federte bei jedem Aufsetzen ihrer Füße. In ihren Augen schimmerte der Glanz des Siegers, und das Lächeln lag auf ihrem Mund wie eingekerbt. Bei jedem Atemzug strömte Frische durch ihren Körper, und sie fühlte sich dabei wie ein Tank, in den ständig neue Energie hineinströmte.

Das braune Haar hatte sie hochgesteckt und sicherheitshalber mit einem gelben Band zusammengebunden. Die Farbe Gelb mochte sie, auch der Jogging-Anzug war gelb. Ihre Schuhe gehörten zu dem Besten, was der Markt zu bieten hatte. Sie waren leicht und trotzdem widerstandsfähig. Während Fiona Finley am Strand joggte, hörte sie nur ihren eigenen Atem. Keiner aus dem Ort hatte Lust, sie zu begleiten. Einige Male hatte sie gefragt und nur negative Antworten erhalten.

Sie würde wieder in ihre Pension zurückkehren und sich unter die Dusche stellen. Anschließend noch ein heißer Tee, dann ins Bett und schlafen.

Konnte ein Urlaub erholsamer sein?

Sie glaubte es nicht, lief weiter und kam sich dabei vor wie eine Maschine.

Für ihre Umgebung hatte sie keinen Blick. Dass sie sich dem großen weißen Haus auf den Klippen näherte, merkte sie ebenfalls nicht. Sie sah es nicht einmal, weil sie nach vorn schaute auf den jetzt dunkel gewordenen Sand. Das Licht des Tages hatte sich längst zurückgezogen, jetzt streckte der Abend seine Arme aus.

Der Wind blies ihr ins Gesicht. Es gefiel ihr nicht, dass er die feinen Sandkörner mitbrachte. Diese Tatsache war auch die einzig negative bei ihrem Lauf.

Vögel bewegten sich durch die Luft. Fiona selbst sah die Tiere nicht, sie hörte nur hin und wieder ihre Schreie.

Weiter… keine Pause … den Körper richtig in Schwung bringen, ihn voll und ganz fordern.

Immer wieder hämmerte sich Fiona dies ein. Es war so herrlich, am Strand zu joggen. Natur pur.

Plötzlich waren die Schatten da! Einer huschte dicht an ihrem Gesicht vorbei, dass sie erschrak und sogar ihren Rhythmus verlor.

Fiona geriet ins Taumeln, sie breitete die Arme aus, der Atem verlor seine Regelmäßigkeit, und der nächste Schatten war blitzartig bei ihr. Er fegte durch ihre Haare, sie spürte den Windzug, auch den Druck, als etwas an ihrer Kopfhaut zupfte und einen leichten Schmerz hinterließ.

Vögel!

Ja, das mussten Vögel sein, die einen Angriff auf sie gestartet hatten. Sie stand noch zu sehr unter Druck, um Furcht zu bekommen, aber sie zog bereits den Kopf ein, um einem dritten Angriff zu entgehen. Das Tier huschte vorbei, es flatterte in die Höhe und schrie dabei wütend auf, wie die Frau fand.

Fiona bewegte ihren Kopf. Sie lief längst nicht mehr so schnell und regelmäßig. Jetzt suchte sie sehr bestimmt nach einem weiteren Angreifer, der sich jedoch nicht blicken ließ.

War es vorbei?

Eigentlich hätte sie stehen bleiben müssen, was einfach zu schwer für sie war, denn ihre Beine bewegten sich weiter. Langsamer, sie lief aus, Schritt für Schritt.

Dann stolperte sie über einen Gegenstand.

Damit hatte sie nicht gerechnet, sie hatte ihn wegen ihres erhobenen Kopfes auch nicht gesehen, doch dieser Gegenstand war so gewichtig und stark, dass sie das Stolpern nur mühsam ausgleichen konnte, etwas rutschte, dann doch stehen blieb.

Sie keuchte und dachte daran, dass sie den Gegenstand schon passiert hatte.

Zwei Schritte musste sie zurück. Vor ihm blieb sie stehen, und Fiona senkte den Kopf.

Da sah sie das tote Kind!

***

Es wollte ihr zuerst nicht in den Sinn, dass es so etwas überhaupt gab. Irgendetwas sperrte sich in ihr. Sie rechnete damit, einen Traum zu erleben, aber die kleine reglose Gestalt mit dem blonden Haar wollte einfach nicht verschwinden.

Sie war da!

»Nein«, keuchte Fiona, »nein, das ist nicht wahr. Das darf nicht möglich sein. Das ist einfach verrückt. Ich… ich drehe noch durch. So etwas kann niemals stimmen…«

Das Kind rührte sich nicht.

Die Frau rieb über ihre Augen. Erst jetzt erkannte sie, dass sie es mit einem Mädchen zu tun hatte. Das Alter war schwer zu schätzen, es spielte auch keine Rolle, es war eben nur so schrecklich, dass sich dieses Kind nicht bewegte. Die Frau war verzweifelt.

»Nein… du … du bist nicht tot. Du kannst nicht tot sein. Du hast dich

hierher gelegt, um zu schlafen. Du … du …«

Ihre Stimme versickerte, denn sie wusste plötzlich, dass es nicht stimmte. Das Mädchen lag nicht im Sand und schlief. Eine Schlafende hätte geatmet, sich irgendwie bewegt oder anders gelegen, wie auch immer, aber dieses Kind sah einfach so schrecklich steif aus, und allmählich begriff Fiona, wer da vor ihr lag.

»Mein Gott«, sagte sie nur, »mein Gott, lass es bitte nicht wahr sein. Nein, nicht…« Ihre Stimme versickerte. Das Rauschen der Wellen war für sie zu einer Todesmelodie geworden. Steif sackte sie in die Knie, und sie hörte die krächzenden Schreie der Möwen wie ein wildes Triumphgeheul hoch über sich.

Die Furcht und das Wissen hatten sie wie ein brutaler Faustschlag erwischt. Ihre Knie berührten die weiche Erde und sanken in den Sand ein. Sie kniete direkt neben der Kleinen, noch immer einen Funken Hoffnung im Herzen, dass sie leben würde, und sie selbst strich mit zitternder Hand über das bleiche Gesicht.

»Nichts…«, flüsterte sie, als sie den Puls fühlen wollte, und plötzlich begann sie zu weinen. Die Tränen hinterließen warme Spuren auf ihrer Haut.

Sie wischte die Tränen fort, und sie drehte dabei ihren Kopf nach rechts. Dort lag das Haus. Es stand wie ein schauriger Beobachter auf den Klippen oder Dünen, die mit hartem Gras bewachsen waren. Ein weißes Haus im Schatten der anbrechenden Nacht. Licht brannte darin. Hinter einem Fenster sah sie einen gelben Schein.

War dort jemand?

Soviel sie wusste, stand das Haus leer. Niemand ging hinein. Es sollte sogar verbarrikadiert worden sein, und es kursierten bereits Geistergeschichten über das Gebäude. Das war auf den Britischen Inseln nichts Ungewöhnliches.

Wer lauerte dort?

Das tote Kind hatte sie für einen Moment vergessen, denn sie konzentrierte sich einzig und allein auf das Licht. Und dabei lief ihr ein Schauer über den Rücken.

Fiona Finley konnte nicht genau erkennen, was in dem Licht auftauchte, jedenfalls war es rot.

Rot war die Farbe des Blutes. Daran musste die Frau denken, und sie wandte ihren Kopf wieder ab, weil sie nachschauen wollte, ob das Kind vor ihr geblutet hatte.

Es waren keine Verletzungen zu erkennen. Es konnte auch an den schlechten Lichtverhältnissen liegen, und eine Taschenlampe trug die Joggerin nicht bei sich. Selbst ein Feuerzeug nicht, denn sie gehörte zu den überzeugten Nichtrauchern.

Fiona stand auf. Sie bewegte sich sehr langsam und kam sich dabei selbst fremd vor. Etwas hatte brutal in ihr Leben eingegriffen, sie

würde ihren Urlaub nicht so fortsetzen können, wie sie ihn vor einigen Tagen begonnen hatte.

Wie unter Zwang drehte sie den Kopf und blickte wieder zum Haus hinüber.

Nichts hatte sich verändert.

Das Licht lag wie ein starrer Schleier im Fenster, dahinter schimmerte der rötliche Gegenstand. Ein Mensch war es wohl nicht.

Was soll ich tun?, fragte sich Fiona.

Wäre das Gleiche einer Joggerin im Film passiert, dann hätte sie schon gewusst, was zu tun gewesen wäre, sie aber befand sich nicht im Film und handelte auch nicht nach einem Drehbuch.

Fiona musste allein entscheiden.

Zunächst einmal bekam sie mit, dass das Licht aus dem Fenster verschwand. Es war plötzlich weg, als hätte man es ausgepustet.

Nur mehr die helle Fassade des Hauses schimmerte in einem matten Knochenglanz in der Dunkelheit des Abends. Auch das Rauschen der Wellen hörte sie jetzt überdeutlich, und sie kam sich so schrecklich und verlassen vor.

Allein mit einem toten Kind!

Sie ballte die Hände zu Fäusten. Dabei drangen die Nägel in das Fleisch ein. Der leichte Schmerz riss sie aus ihrer Erstarrung. Sie fing an, über ihre Lage nachzudenken.

Die Polizei musste eingeschaltet werden. Aber gab es überhaupt eine Polizei in diesem Kaff? Fiona überlegte. Sie war schon des Öfteren durch die Straßen gegangen, doch eine Polizeistation war ihr dabei nicht aufgefallen.

Vielleicht mussten die Beamten dann aus einem Nachbarort kommen. Besonders weit waren sie nicht.

Fiona wollte weg.

Einen letzten Blick warf sie noch auf das tote Kind, dann gab sie sich einen Ruck und ging.

Sie lief den Weg nicht mehr weiter, sondern bewegte sich auf die Strandböschung zu, und zwar dort, wo auch das Haus seinen einsamen Platz gefunden hatte. Zwar fürchtete sie sich davor, sie hatte das Licht und die Erscheinung nicht vergessen, aber es war der kürzeste Weg, den sie nehmen konnte.

Die Frau lief nicht mehr so locker über den Sand. Es sah aus, als würde ihr jeder Schritt schwer fallen, und mit der Spitze ihrer Schuhe wirbelte sie bei jeder Berührung den Sand auf. Ihre Gedanken drehten sich ausschließlich um das tote Kind. Sie konnte sich überhaupt nicht vorstellen, wie die Kleine gestorben war. Zwar war ihr der Tod schon des Öfteren begegnet, nur als eine Fachfrau wollte sie sich nicht ansehen. Sie tippte auf Herzschlag.

Aber in dem Alter?

Das Gesicht hatte sich Fiona genau eingeprägt. Während sie durch den tiefen Sand schritt und erste karge Büsche sie flankierten, dachte sie darüber nach, ob ihr die Kleine schon mal in Harrings-on-Sea, so hieß der Ort, begegnet war. Das war nicht der Fall.

Durch die Dünen führten Holzstege zum Strand. Auf diese Weise würde die Natur geschont. Treppen überwanden die Böschung.

Fiona ging in die entgegengesetzte Richtung. Das Haus lag links von ihr. Sie kam einfach nicht davon los, drehte den Kopf und schaute gegen die seitliche Front.

Dort tat sich nichts.

Zwar befanden sich da auch einige Fenster, aber Licht schimmerte hinter keiner Scheibe. Im Haus war es stockdunkel.

Die lauten Laufgeräusche auf dem Holz störten Fiona Finley nicht. Sie wollte so rasch wie möglich der Polizei Bescheid geben und war froh, die Treppe hinter sich gelassen zu haben. Dennoch drehte sie sich an deren Ende um. Noch einmal wollte sie zurückschauen, und sie sah trotz der Dunkelheit die kleine Gestalt auf dem Boden liegen.

Der Sand schien sie bedeckt zu haben, denn der Wind trieb die feinen Körner in langen Fahnen heran und würde sie bald zugedeckt haben.

Fiona fror, als sie daran dachte. Dieser Gedanke war für sie einfach zu makaber, und wieder hatte sie Mühe, die Fassung zu bewahren. Sie zog den Kopf ein, und ging auf den Holzplanken weiter durch die Dünenlandschaft.

Unter ihr und etwas entfernt liegend zeichnete sich die Kulisse des Dorfs ab. Zahlreiche Häuser, der Kirchturm…

Dann der Schrei!

So heftig und grell, dass Fiona erschrak. Sie blieb für einen Moment stehen, erst dann drehte sich die Frau um, denn der Schrei war dort aufgeklungen, wo das Haus lag.

Dann sah sie die Wolke. Eine flatternde Masse Vögel hatte sich über dem Haus zu einem runden Pulk zusammengefunden.

Sie schaute nicht hin, sondern rannte los. Instinktiv spürte Fiona, dass die Vögel ihre Feinde waren und ihr ans Leben wollten. Als sie losrannte, zog sie den Kopf ein. Sie war jetzt froh, die Turnschuhe an den Füßen zu wissen, denn die Planken waren nicht nur feucht, auf ihnen lag auch feiner Sand, der regelrecht Fallen bildete. Es bestand Rutschgefahr.

Weiter, nur weiter…

Dem Grauen entkommen, den Feinden entwischen, aber das war eine Täuschung. Vögel sind immer schneller als Menschen, wenn sie fliegen. Fiona schrie auf, als sie erkannte, wie nahe ihr die ersten Möwen bereits gekommen waren. Sie flatterten mit wilden Bewegungen heran. Für Fiona waren es keine Tiere mehr, sondern Geschöpfe der Hölle, von einem mächtigen Dämon geschickt.

Die Frau rannte.
Zu spät.
Plötzlich waren sie über ihr. Die Luftwirbel der flatternden Schwingen peitschten ihr die Haare durcheinander. Fiona duckte sich tief, dass sie nicht mehr normal weiterlaufen konnte und dabei zwangsläufig ins Stolpern geriet.
Etwas fuhr durch ihr Haar. Schrille Schreie tanzten in ihren Ohren. Schnäbel hackten zu. Mit bösartigen Bewegungen, immer wieder dabei pickend, sie überwänden jeden Schutz, und die Frau spürte auf ihrer Kopfhaut jede Attacke.
Wunden entstanden, Blut quoll hervor, verteilte sich in ihrem Haar als klebrige Masse, und Fiona merkte kaum, dass sie stehen geblieben war und beide Arme in die Höhe gerissen hatte, um die Vögel abzuwehren.
Sie traf sie mit den Fäusten. Sie drosch gegen Leiber, gegen hackende Schnäbel, sie schlug in das Krächzen hinein und schaffte es auch, einige der Tiere zur Seite zu schleudern. Andere griffen sie weiterhin an. Immer wieder kamen sie durch, auch dann, als Fiona nicht mehr stehen blieb, sondern weitertaumelte und froh darüber war, sich am Holzgeländer einer Treppe festhalten zu können.
Da musste sie hinunter.
Hinter ihr jagten die Vögel.
Die kalte Angst hockte wie ein Alp in ihrem Nacken. Sie drückte ihren Kopf nach unten, und als sie über die Holzstufen hinwegtaumelte, hörte es sich an, als wäre ein Drummer bei der Arbeit, der seine Trommelhaut nicht hart genug gespannt hatte.
Fiona war auf dem glatten Boden ausgerutscht.
Sie hörte sich schreien, als sie aufschlug. Das Joggen hatte Fiona gelenkig gemacht, und diesen Vorteil spielte sie auch aus. Sie rollte regelrecht die Treppe hinunter, schützte den Kopf dabei durch ihre angelegten Arme. Die Stufen schienen kein Ende nehmen zu wollen, immer wieder prallte sie auf. Sie konnte nur hoffen, dass der Körper diese Schläge unbeschadet überstand.
Dann rutschte sie über die letzte Stufe hinweg. Weicher Sand umfing sie, denn erst ein Stück weiter begann der gepflasterte Weg, der in den Ort führte.
Es waren keine Vögel mehr in Fionas Nähe. Sie hörte noch ihre Schreie, die aber klangen weit entfernt. Wie eine Warnung der Tierwelt an den Menschen, sich nicht mehr am Strand blicken zu lassen.
Ruhe, Stille, ausruhen, die Erschöpfung überwinden. Das schoss Fiona Finley durch den Kopf. Gleichzeitig wusste sie, dass es ihr unmöglich war, dies in die Tat umzusetzen. Sie konnte nicht länger liegen bleiben, denn sie hatte ein totes Kind entdeckt. Sie musste

diesen schaurigen Fund melden, etwas anderes kam für sie nicht in Frage.

Unter Schmerzen stand sie. Zum Glück war sie nicht verletzt, doch sie humpelte.

So ging sie weiter. Immer wieder schaute sich die einsame Frau um und wunderte sich dabei über die Leere in diesem Ort. Er war ohne Leben. Es schien, als hätten sich die Bewohner bewusst in ihre Häuser zurückgezogen, weil sie ahnten, dass diese Nacht nicht so ablaufen würde wie alle die Nächte zuvor.

Alles war anders geworden. Die dunklen Häuser flößten ihr Furcht ein, und selbst die Lampen auf der Hauptstraße wirkten nicht mehr so hell und klar wie sonst.

Die Schaufensterscheiben der Geschäfte glichen düsteren Graböffnungen, denn kein Fenster war beleuchtet. Die ausgestellten Gegenstände verschwammen hinter der Scheibe wie in einer dicken, dunklen Soße.

Ihre Pension lag am Ende der Straße, ein kleines Haus mit Rasenfläche, sehr nett, immer gepflegt mit heller Fassade, einem roten Ziegeldach und einem Parkplatz davor, auf dem auch Fionas kleiner Fiat stand. Ein Weg, breit genug auch für die Autos, teilte den Rasen in zwei Hälften.

Über der Haustür brannte eine Kugellampe, deren Schein Fiona so schrecklich kalt vorkam, als enthielte er das Licht der Sterne.

Überhaupt war ihr Harrings-on-Sea so fremd geworden, hier würde sie sich nie mehr wohl fühlen können.

Erschöpft wankte sie die letzten Yards auf die Haustür zu. Sie fühlte sich nicht mehr als Mensch, mehr als eine Maschine, die angeschlagen war. Durch ihren Kopf tanzten Gedanken, der Körper war wie eine angeschlagene Maschine, die nicht mehr richtig in Schwung kommen wollte, aber die innere Erregung hielt sie auf den Beinen.

Fiona Finley erreichte die Haustür und auch die Klingel. Mit dem Handballen stemmte sie sich dagegen und hoffte, dass die Tür so rasch wie möglich geöffnet werden würde.

Es verging Zeit. Hinter dem Milchglaseinsatz der Tür wurde es hell, ein Schatten erschien, die Tür öffnete sich. Für einen Moment sah Fiona das Gesicht ihrer Pensionswirtin. Sie sah auch das Erschrecken darin, sie hörte den Schrei der Frau, dann ihren eigenen. Im nächsten Augenblick kippte sie nach vorn.

»Was ist denn…?«

Fiona hörte nichts mehr. Für sie ging die Welt in einem rasanten Wirbel unter…

***

»Das tote Kind… das tote Kind … es hat am Strand gelegen … es

liegt noch am Strand … ihr müsst es finden …«

An diese Worte konnte sich die Frau erinnern. Immer wieder hatte sie die Sätze wiederholt, während sie auf einer Couch lag und von Mrs. Hurt betreut wurde.

Mister Hurt war losgeschickt worden, um einige Leute von der Freiwilligen Feuerwehr zusammenzutrommeln. Gemeinsam wollte man den Strand nach der Leiche absuchen.

»Wir werden das Kind finden, da brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, Fiona. Jetzt müssen Sie erst einmal etwas trinken.«

Dinah Hurt, eine schon ältere Frau war besorgt um Fiona wie eine Mutter, und die Frau aus London begab sich gern in die Obhut der anderen Person.

Nach ihrem kurzen Blackout war sie rasch wieder zu sich gekommen. Aufgeregt hatte sie berichtet, was ihr widerfahren war. Man hatte ihr erstaunt und kommentarlos zugehört, man nahm ihr die Geschichte allerdings erst dann ab, als sie das tote Mädchen beschrieben hatte.

»Das ist ja Susy Carter«, hatte die Wirtin gesagt. »Mein Gott, James, du musst nachschauen.«

»Die Polizei auch.«

»Ja, später.«

Hurt war dann verschwunden, und seine Frau hatte sich um die Wunder der Verletzten gekümmert. Im Bad hatte sie dann das Blut mit warmem Wasser abgewischt, die kleinen Wunden mit einem Mittel aus der Hausapotheke desinfiziert, und Fiona hatte auch ihrer schmutzigen Jogginganzug abgelegt. Sie trug jetzt andere Kleidung, Jeans, einen dünnen Pullover und an den Füßen weiche Schuhe.

Sie hockte in dem hohen Ohrensessel im Wohnraum der Hurts, trank ihren Tee, der heiß in den Magen hinabrann und sie doch nicht so richtig wärmen wollte. Es war ihr einfach zu kalt als hätte sich auch in ihr selbst die Kälte des Todes zusammengedrängt.

Mrs. Hurt saß ihr gegenüber. Im warmen Lichtschein und in ihrem geblümten Kleid sah sie aus wie eine gütige Großmutter, die auf ihre Tochter schaute. »Geht es wieder…?«

»Ein wenig.«

»Noch einen Tee?« Sie hatte gesehen, dass Fiona die Tasse zur Seite stellte. »Nein, danke, aber wenn ich einen Whisky haben könnte.«

Mrs. Hurt lachte. »Aber sicher doch. Sie bekommen sogar einen Dreifachen, wenn Sie wollen.«

»Ein normaler reicht.«

Mrs. Hurt stand auf und ging zu einem Schrank, wo die Flaschen standen. Fiona legte ihren Kopf zurück. Er ruhte mit seiner Rückseite auf der wulstigen Lehne, die so herrlich weich war, aber trotzdem nicht zum Ausruhen einlud, was allein an den bissigen Schmerzen lag, die durch den Kopf der Frau zuckten. Die spitzen Schnäbel der Vögel

hatten doch einige Male hart getroffen, sie waren durch den Wirrwarr der Haare gedrungen und bis an die Kopfhaut gelangt, wo sie die Streifen und Platzwunden hinterlassen hatten. Auch der Körper war nicht verschont geblieben, aber da hatte sie glücklicherweise die Kleidung geschützt. Jetzt brannten nicht die Wunden, sondern mehr das Desinfektionsmittel, mit denen sie gesäubert worden waren.

Dinah Hurt kehrte zurück. Sie hatte das Glas sogar auf ein kleines Tablett gestellt.

»Danke«, sagte Fiona mit schwacher Stimme, als sie das Glas entgegennahm. Ihre Hand zitterte leicht, sie führte das Gefäß vorsichtig zum Mund und trank die ersten Schlucke.

Es war ein Whisky von der besseren Sorte. Er rann warm durch ihre Kehle in den Magen hinein und breitete dort sein Feuer aus, was Fiona als angenehm empfand.

Mrs. Hurt hatte wieder ihren Platz eingenommen. Ihre Augen funkelten, die Lippen waren zu einem Lächeln verzogen, und das weißgraue Haar hatte beinahe die gleiche Farbe wie ihre Haut.

»Besser?«

»Ja.«

»Manchmal ist Whisky auch Medizin.«

»Da haben Sie Recht. Ich spüre es.« Fiona stellte das halb leere Glas zur Seite. Sie fühlte sich plötzlich geborgen wie auf einer Insel, die zusätzlich mit einem hohen Zaun umgeben war, der alle Widrigkeiten des Lebens abhielt. Hier konnte sie es aushalten. Zwar hätten einige Menschen die Atmosphäre in der Pension als spießig angesehen, nicht so Fiona, für sie war sie einfach nur gemütlich, und sie fühlte sich dabei auch sehr wohl.

»Glauben die mir eigentlich, dass ich das tote Mädchen am Strand entdeckt habe, Mrs. Hurt?«

»Welch eine Frage, Fiona…«

»Bitte, glauben Sie mir, oder glauben Sie mir nicht?«

»Es ist unwahrscheinlich…«

»Ja, das stimmt.«

»Trotzdem glaube ich Ihnen.«

»Warum?«

Die Wirtin lächelte. »Es klingt komisch, was ich Ihnen jetzt sage. Ich glaube Ihnen, weil Sie es sind. Bei einer anderen Person hätte ich Schwierigkeiten, bei Ihnen nicht.«

Fiona nickte. »Tot«, sagte sie. »Ich bin noch über die Leiche der Kleinen gestolpert, stellen Sie sich das einmal vor.« Im Nachhinein schüttelte sie sich. »Es war einfach nichts zu machen, ich habe sie zu spät gesehen. Da ist es dann passiert. Ein totes Kind… kannten Sie das Mädchen?«

»Natürlich, Fiona, jeder kannte es.«

»War es gesund?«
»Ich denke schon.«
»Hat man den Eltern Bescheid gegeben?«
Mrs. Hurt lächelte. »Das versteht sich. Ich war zwar nicht dabei, aber ich denke schon. Die müssen ja schließlich wissen, was mit ihrer Tochter passiert ist.«
Fiona fasste wieder nach ihrem Glas, schaute hinein und nickte dabei nachdenklich. »Es ist für mich wenig nachvollziehbar, wahrscheinlich überhaupt nicht, denn wie kann ein so gesundes Kind plötzlich tot sein? Das war doch nicht älter als zehn Jahre, wenn überhaupt.«
»Acht«, präzisierte die Wirtin. »Bitte, da haben wir es.«
Mrs. Hurt hob die Schultern. »Ich kann Ihnen da auch keinen Rat geben, meine Liebe. Manchmal sind die Wege des Schicksals doch sehr verschlungen und nicht nachvollziehbar.«
»Warum ist das Schicksal so grausam. Das kann der liebe Gott doch nicht gemeint haben, als er die Menschen schuf.«
»Ach.« Die ältere Frau winkte ab. »Lassen Sie den lieben Gott ruhig aus dem Spiel. Wir Menschen sind letztendlich für uns selbst verantwortlich, sogar als Kinder.«
»Ich kann das nicht akzeptieren.« Sie trank wieder einen kleinen Schluck Whisky. »Wissen Sie, Mrs. Hurt, ich hatte einfach das Gefühl, als wäre die Natur nicht mehr in Ordnung. Was bisher sich so friedlich gezeigt hat, das stand nun auf der anderen Seite. Möwen sind doch friedliche Tiere. Warum wurde ich plötzlich von ihnen attackiert? Mir kamen sie wie verwandelt vor, und ich wurde dabei direkt an den Film ‘Die Vögel’ erinnert. Da ist es einer Frau ähnlich ergangen.«
»Kann es sein, dass sich die Tiere von Ihnen gestört fühlten?«
Fiona schaute erstaunt. »Wie kommen Sie darauf?« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht möglich, Mrs. Hurt, das ergibt keinen Sinn. Dann hätten sich die Tiere auch von den anderen Urlaubern, die am Strand sind, gestört fühlen müssen. Dann hätte ich es noch begriffen, aber ich war allein.«
»Könnte das der Grund sein?«
»Bestimmt nicht.« Ein Rest Whisky befand sich noch im Glas. Sie leerte den Bodensatz langsam, weil sie nachdenken wollte, denn sie musste mit ihrer Wirtin noch über etwas sprechen, das sie bisher nicht erwähnt hatte. »Da ist noch etwas, Mrs. Hurt…«
»Ich bin gespannt.«
»Kennen Sie das weiße Haus auf den Klippen?«
»Sicher. Wer kennt es nicht?«
»Dort habe ich Licht gesehen!«
Die Wirtin beugte sich vor. Es sah so aus, als wollte sie den Sessel verlassen, aber sie blieb sitzen. »Wie bitte? Was haben Sie gesehen? Licht? Das ist unmöglich.«

»Doch, ich habe mich nicht geirrt. Ein gelber Schein an einem der Fenster an der Frontseite. Er glitt wie ein heller Streifen über die Scheibe hinweg, ohne allerdings ihr unteres Ende zu erreichen.«

»Aber da wohnt niemand mehr.«

»Ich habe trotzdem das Licht gesehen.«

»Eine Täuschung.«

»Überhaupt nicht, Mrs. Hurt. Das geschah praktisch zur gleichen Zeit, als ich die Leiche sah. Ich entdeckte erst die Tote, dann das Licht hinter der Scheibe. Aber das war nicht alles.«

»Haben Sie noch etwas entdeckt?«, erkundigte sich die Frau mit leicht spöttisch klingender Stimme.

»Ja, noch ein… ein … ich weiß selbst nicht, wie ich es ausdrücken soll. Eine Gestalt vielleicht? Jedenfalls, war sie rot. Mehr ein Gesicht mit kalten, weißen Augen …«

Die Wirtin schwieg. Ihr Blick sprach Bände. Sie schien der jungen Frau kein Wort zu glauben. Aber sie gab trotzdem eine Antwort.

»Das Haus ist schon seit Jahren unbewohnt. Es will niemand hineinziehen. Da kann es kein Gesicht und auch kein Licht gegeben haben. Sie haben sich geirrt, Fiona glauben Sie mir.«

»Ich habe gesehen, was ich gesehen habe. Ich lasse mir von Ihnen nicht das Gegenteil einreden.«

»Das wollte ich auch nicht. Ich hatte nur vor, etwas richtig zustellen. Nein, dieses Haus…«, sie sprach nicht mehr weiter und schüttelte heftig den Kopf.

»Was ist mit dem Haus?«

Mrs. Hurt winkte ab. »Wir lassen es lieber. Es gibt Gerüchte. Geister sollen sich dort aufhalten. Geister ertrunkener Menschen, heißt es. Wer glaubt schon so etwas?«

Fiona nickte. »Ich, Mrs. Hurt. Dann habe ich eben den Geist eines Ertrunkenen gesehen.«

»Unsinn.«

»Weshalb ist es dann nicht mehr bewohnt? Es steht an exponierter Stelle. So etwas lässt man sich doch nicht entgehen. Nicht in einer Marktwirtschaft.«

»Da haben Sie schon Recht. Aber Sie wissen ja selbst, wie das mit den Gerüchten ist. Hat man erst einen kleinen Makel abbekommen, lässt sich nichts mehr rückgängig machen. Damit müssen wir wohl leben. So waren die Menschen, so sind sie, so werden sie immer sein.« Den letzten Satz hatte die Frau durch ein Lächeln begleitet, das Fiona gar nicht gefiel. Nicht dass sie etwas gegen Menschen gehabt hätte, die lächelten, aber diese Frau lächelte an der falschen Stelle. Die Lage war einfach zu ernst, um sie derart zu verkennen.

Zudem traute sie dem Lächeln nicht. Es kam ihr irgendwo auch falsch vor. Die nette Mrs. Hurt war zwar äußerlich auch nett

geblieben, aber die Echtheit war verschwunden. Etwas stimmte hier nicht mehr. Es gab atmosphärische Störungen.

Das merkte Fiona Finley sehr wohl, und sie ließ sich dabei nicht allein von ihren Gefühlen leiten, es kam noch etwas anderes hinzu.

Mrs. Hurt wusste wohl, dass sie als Sekretärin arbeitet, aber Fiona hatte ihr nicht gesagt, bei welcher Firma.

Eigentlich war es eine Behörde, eine weltbekannte sogar. Ein Name, der noch heute viele Menschen schaudern ließ – Scotland Yard. Nun gehörte Fiona nicht zu den aktiven Mitarbeitern, sondern war in der reinen Bürokratie beschäftigt. Ihr Arbeitsplatz war der Computer, der Schreibautomat, und sie wurde von der Abteilung Fahndung und Organisation bezahlt. Sie hatte also nichts mit den Leuten ganz vorn zu tun und war auch froh darüber. Das schloss nicht aus, dass sie den einen oder anderen Kollegen kannte, aber auch eine Kollegin war ihr nicht fremd. Ab und zu traf sie mit Glenda Perkins in der Kantine zusammen. Da blieb es nicht aus, dass man sich auch über dienstliche Dinge unterhielt. Und Glenda arbeitete für zwei Männer, die man als Spezialisten bezeichnen konnte, was die Aufklärung unheimlicher Fälle anging.

Sie waren praktisch Geisterjäger. Ihre Namen lauteten John Sinclair und Suko.

Wie automatisch war ihr der Gedanke an die beiden gekommen, als sie von der Geschichte des Hauses gehört hatte. Das hätte durchaus etwas für sie sein können, und die Gedanken der jungen Frau bewegten sich bereits in entsprechende Richtungen.

Davon merkte Mrs. Hurt natürlich nichts. »Ich denke, Sie sollten gewisse Tatsachen so nehmen, wie sie sind. Sonst laufen Sie noch Gefahr, schwermütig zu werden.«

»Ich mache mir eben meine Gedanken.«

»Das ist auch legitim. Es wäre schon unnatürlich, würden Sie es nicht tun, meine Liebe.«

Fiona spürte ein gewisses Misstrauen der Wirtin gegenüber. Sie nahm sich vor, der Frau nicht zu viel zu erzählen, denn überzeugen würde sie Mrs. Hurt nicht können.

»Noch einen kleinen Whisky?«

»Nein, um Himmels willen. Ich bin eigentlich zu müde.«

»Dann legen Sie sich hin.«

Fiona strich über ihr Haar. »Ja, im Prinzip schon. Aber ich möchte doch gern das Ergebnis der Suche abwarten. Das ist, denke ich, auch für Sie verständlich.«

»Natürlich. Keiner kann Ihnen da etwas in den Weg legen. Wir sind schließlich alle nur Menschen und keine Übertiere.« Sie hob die Schultern. »Jedenfalls tut es mir um die kleine Susy sehr Leid. Sie war ein so nettes und aufgewecktes Kind, das können Sie mir glauben.

Dabei hat sie gar nicht weit von hier entfernt gewohnt…«

»Und die Eltern?«

»Sind einfache Leute. Wohnen schon immer hier. Seit Generationen. Eine alte Seefahrer-Familie. Früher hat es hier noch einen richtigen Hafen gegeben, heute nicht mehr. Aber das waren andere Zeiten. Wir müssen uns eben auf das Neue einstellen.«

»Gehört ein totes Kind auch dazu?«

Mrs. Hurt zog die Augenbrauen zusammen. »Ich bitte Sie, meine Liebe, sagen Sie nicht so etwas.«

»Aber…«

»Es ist ein Zufall. Das kann überall passieren. Warum also nicht hier in Harrings-on-Sea?«

Fiona hob die Schultern. »Vielleicht deshalb nicht, weil man es überall erwartet, nur eben hier nicht.«

»Ja, klar.« Sie nickte. »Wenn ich fremd wäre, würde ich ebenfalls so denken, sage ich mal.«

»Ich werde aber noch zur Polizei gehen müssen.«

Die Wirtin schluckte. »Warum?«

»Weil die Leiche untersucht werden muss. Vielleicht ist Susy Carter ermordet worden. Ist doch möglich.«

»Dann müsste natürlich die Polizei eingeschaltet werden.«

»Auch so muss sie erscheinen, glauben Sie es mir.«

Mrs. Hurt lachte, und es klang dabei sehr unecht. »Wissen Sie, es kann sein, dass wir hier zu sehr hinter dem Mond leben. Wahrscheinlich haben Sie Recht, meine Liebe, und ich…« Sie stoppte mitten im Satz und setzte sich steif hin. »Ich höre etwas, das wird James, mein Mann, sein.«

Auch Fiona war wie elektrisiert. »Dann werden wir gleich mehr erfahren.«

»Das denke ich.« Die Frau erhob sich und ging auf die Tür des Wohnraums zu.

Fiona blieb sitzen. James Hurt hatte das Zimmer noch nicht betreten, er hielt sich im Flur auf, die Tür schlug er wieder zu. Auch seine Frau hatte den Raum verlassen. Beide redeten leise miteinander.

Obwohl die Tür offen stand, konnte Fiona nichts verstehen.

Dann betrat James Hurt den Raum. Er war ein großer Mann mit breiten Schultern. Die siebzig Jahre waren ihm nicht anzusehen. Er hatte sein Leben in der Natur verbracht, immer hier am Wasser gewohnt, und war von Beruf Maurer gewesen. Nebenbei war er auch mit als Fischer zur See gefahren.

Er trug einen glänzenden Anorak über den Arm. Ein grauer Bart umwucherte trotzig sein Kinn, die Haut war von zahlreichen Falten gezeichnet und trotzdem straff.

Er legte den Anorak zur Seite, ohne ein Wort zu Fiona gesagt zu

haben. Auch Mrs. Hurt, die wieder den Raum betrat, enthielt sich eines Kommentars. Ihr Mann nickte Fiona nur kurz zu, ging zum Schrank und holte eine Flasche Gin hervor.

Er entkorkte sie mit langsamen und bedächtigen Bewegungen.

Mit einem Plopp verließ der Korken die Öffnung. Die Flasche behielt der Mann in der rechten Hand. Er trank noch nicht, sondern drehte sich Fiona zu, die irgendwie spürte, dass etwas nicht im Lot war.

»Ja«, sagte James Hurt dann, »wir haben getan, was wir konnten, wirklich, glauben Sie mir.« Er nahm einen Schluck aus der Flasche.

»Was haben Sie getan, Mister Hurt?«

»Den Strand abgesucht.«

»Und?«

Er trank noch einmal, setzte die Flache ab und wiederholte sich zunächst. »Wie gesagt, wir haben den Strand abgesucht. Wir ließen keinen Flecken aus, aber eine Leiche oder die Leiche der kleinen Susy, die haben wir nicht gefunden.«

***

Nicht gefunden!

Die letzten Worte brannten sich im Gehirn der jungen Frau fest.

Ihr kam es vor, als hätte sich der Sessel unter ihr in ein auf dem Wasser schwankendes Floß verwandelt. Der Schwindel ergriff sie.

Die Gestalt des groß gewachsenen Mannes sah sie gleich doppelt, und sie kreiste auch vor ihren Augen.

»Das ist nicht möglich!« Sie hatte gesprochen, aber ihre Stimme glich der einer Fremden.

Hurst hob die Schultern. »Tut mir Leid, Madam, ich kann Ihnen nur die Tatsachen berichten.«

Fiona umklammerte hart die beiden Lehnen des Sessels. Ihr Gesicht war bleich geworden, es hatte sich zu einem einzigen Fragezeichen verändert. Die Augen zwinkerten, der Mund zuckte, sie wollte etwas sagen, nur brachte sie nicht mehr als ein Keuchen hervor.

»Wo… wo ist sie dann?«, keuchte sie schließlich.

»Ich weiß es nicht. Wir wissen es nicht.« Er nickte seiner Frau zu.

»Jedenfalls war keine Tote zu finden. Wer sich nun geirrt hat, das überlasse ich Ihnen:«

»Aber ich habe die Kleine gesehen!«

»Wir nicht!«

»Ich bin doch nicht blind!«

James Hurt hob die Schultern. »Sorry, ich kann Ihnen nur mitteilen, was wir gesehen haben. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte. Ich möchte mich duschen.« Ohne ein weiteres Wort zu sagen, machte er kehrt und ging davon.

Seine Frau ließ er zurück und auch eine Fiona Finley, die die Welt

nicht mehr verstand. Sie schaute noch immer auf die Tür, obwohl der Mann den Raum längst verlassen hatte. Erst allmählich sank ihr Kopf nach vorn, als wollte er auf die Knie fallen. »Ich begreife es nicht, ich kann es nicht fassen…«

Mrs. Hurt kam auf sie zu. Neben dem Sessel blieb sie stehen und beugte sich herab. »Bitte, Fiona, Sie müssen jetzt die Nerven behalten. Sie müssen ganz ruhig sein.«

»Sie haben gut reden.«

»Es kann doch eine Täuschung gewesen sein.«

»Täuschung, wie?« Fiona knurrte die beiden Worte ganz hinten in der Kehle.

»Nein, ich habe mich nicht getäuscht. Sind die Angriffe der Vögel dann auch Täuschungen gewesen.«

»Das sagt keiner.«

»Aber ihr denkt es.«

»Stimmt nicht.«

»Verdammt noch mal, was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. Ich bin nicht übergeschnappt. Ich bin auch nicht reif für die Couch oder für die Insel. Ich habe noch all meine Sinne zusammen, Mrs. Hurt, verstehen Sie das?«

Sie nickte. »Ich glaube Ihnen ja.«

»Ha, was glauben Sie denn?«

Die Wirtin wand sich. Sie rang nach den richtigen Worten. Dann legte sie die Hände zusammen und hob die Schultern. »Ich kann mir schon vorstellen, dass Sie etwas entdeckt haben.«

»Wie schön für Sie. Und was, bitte, sollte ich entdeckt haben, außer einem toten Kind natürlich.«

»Eine Puppe!«

Fiona Finley rührte sich nicht, denn sie glaubte, sich verhört zu haben. »Noch mal«, flüsterte sie nach einer Weile und verengte die Augen dabei. »Was soll ich gesehen haben? Eine Puppe? Habe ich Sie richtig verstanden?«

»Sie haben es.« Die Antwort klang pikiert.

Fiona blies die Luft aus, als sie sich zurück in den Sessel drückte.

»Mal ganz im Ernst und aller Spaß beiseite. Trauen Sie mir nicht zu, eine Puppe von einem Menschen unterscheiden zu können?«

»Doch, das traue ich Ihnen zu.«

»Wie können Sie dann so etwas behaupten, zum Teufel?«

Mrs. Hurt zeigte ein gequältes Lächeln. »Ich verstehe Ihre Erregung nur zu gut. Aber denken Sie an die Szene. Sie sind gejoggt, es war finster, zwar noch nicht ganz dunkel, aber die Dämmerung lässt so manche Dinge anders aussehen, als sie tatsächlich sind. Sie hatten sich angestrengt, der plötzliche Schock, plötzlich etwas Lebloses vor den Füßen liegen zu sehen. Da kann es durchaus sein, dass Sie sich bei

diesen Lichtverhältnissen und auch wegen ihrer Anspannung so geirrt haben. Daraus wird Ihnen keiner einen Vorwurf machen. Im Gegenteil, meine Teure, Sie haben gut und richtig reagiert, auch wenn die Wahrheit, die Sie ja nicht ahnen konnten, später ans Licht trat.«

»Toll, wie Sie das sagen, Mrs. Hurt.«

»Das ist meine Überzeugung.«

Ich platze, dachte die Frau aus London. Ich drehe hier bald noch durch oder schieße gegen die Decke. Das darf doch nicht wahr sein.

Sie ballte die rechte Hand und schlug die Faust hart auf die Sessellehne. Eine dünne Staubwolke drang hervor, was Mrs. Hurt mit hochgezogenen Augenbrauen quittierte. »Ich habe keine Puppe gesehen. Dabei bleibe ich, und wenn Sie sich auf den Kopf stellen.«

»Das will ich gar nicht.«

Mit einem Ruck stand Fiona auf und bereute es noch in derselben Sekunde, denn der Kreislauf war noch leicht instabil. »Ich habe keine Lust mehr, hier bei Ihnen sitzen zu bleiben. Ich werde jetzt hoch in mein Zimmer gehen.«

»Ja, das ist am besten. Legen Sie sich hin, denn morgen sieht die Welt bestimmt ganz anders aus.«

»Wird sie nicht, verlassen Sie sich darauf.«

Mrs. Hurt schaute ihren Gast schräg an. »Was wollen Sie denn tun, bitte schön?«

»Ich werde…«, nein, dachte Fiona, so nicht. Ich werde es ihr nicht auf die Nase reiben. Das könnte nur Ärger geben. Sie ließ sich blitzschnell eine Ausrede einfallen. »Den Namen des Kindes kenne ich ja. Ich werde zu seinen Eltern gehen und mit ihnen sprechen. Wenn sie mir ihre Tochter zeigen, bin ich davon überzeugt, dass ich mich geirrt habe. So lange bleibe ich allerdings bei meiner Meinung, daran können auch Sie nichts ändern, Mrs. Hurt.«

»Das hatte ich auch nicht vor.«

Fiona nickte ihr zu. »Gute Nacht.«

Die Wirtin hatte noch einen Einwand. »Werden Sie denn überhaupt schlafen können?«

»Das lassen Sie mal meine Sache sein.«

»Ich hätte Ihnen ansonsten eine Tablette gegeben. Sie haben schließlich einiges hinter sich. Da ist es nicht einfach, in einen tiefen, gesunden Schlaf zu fallen.«

»Keine Sorge, ich packe das schon. Schließlich bin ich es gewohnt, auf, Tote zu treffen. Nur ein Kind hat mir in meiner Sammlung bisher noch gefehlt.«

Dinah Hurt wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Sie entschied sich für keine der Möglichkeiten, sondern hob nur die Schultern und schaute zu, wie Fiona zur Tür ging.

Sie drückte sich hinaus in den Flur, wo die Treppe zu den beiden

Etagen führte. Sie waren den Pensionsgästen vorbehalten. Fiona hatte Telefon, und sie würde – egal wie spät es war – Glenda Perkins in London anrufen. Allerdings wollte sie nicht, dass die Wirtin etwas von ihrem Telefonat mitbekam. Deshalb ging sie laut und deutlich die Treppe hoch, ebenso laut bewegte sie sich durch den Gang und ließ letztendlich die Zimmertür hörbar zufallen.

Tief atmete sie durch.

Sie hatte das beste Zimmer, zu dem auch eine kleine Dusche nebst Toilette gehörte. Dort ging sie hin, schaltete das Licht ein, das im ersten Moment blendete, dann drehte sich die Frau in der kleinen Kabine um und wandte sich dem Spiegel zu.

Sie erschrak. Sie war eine Person von zweiunddreißig, aber diese Frau sah aus wie fünfundvierzig. Ihr Gesicht bezeichnete sie als eine stumme Landschaft, in die sich tiefe Schatten und Ringe eingegraben hatten, die zu den müden Augen passten.

Fiona Finley hoffte, dass dieses Licht täuschen würde, deshalb presste sie beide Hände gegen das Gesicht, knete die Haut und hoffte, dass die Müdigkeit verschwand, auch dies schaffte sie nicht.

Es hatte keine Täuschung gegeben, sie sah tatsächlich so aus.

»Mein Gott, hier kann ich nicht mehr leben!« Fiona hatte den Satz herausgepresst. In den Worten schwangen all die Gefühle mit, deren sie fähig war. Sie drückten gegen ihre Seele, und die Frau wusste genau, dass hier einiges nicht mehr stimmte. Sie hatte das tote Mädchen gesehen. Es war keine Puppe gewesen, sondern ein ehemals lebendiges Geschöpf, da konnte man sagen, was man wollte.

Sie ließ sich nicht beirren. In diesem Haus ging etwas vor.

Aber was?

Nein, das konnte nicht so stehen bleiben. Fiona musste ihren Gedankenkreis erweitern. Es hatte ja nicht nur etwas mit dem Haus zu tun, auch andere hatten ihr die Geschichte nicht geglaubt.

Angeblich war das tote Mädchen nicht gefunden worden. Das glaubte sie auch nicht. Da steckten alle unter einer Decke, die Leute hier waren eine verschworene Gemeinschaft, die nicht wollte, dass irgendetwas ans Licht kam, das ihnen hätte schaden können. Alle trieben ein falsches Spiel. Sie waren zusammengekommen, um etwas zu verhindern.

Fiona verließ das winzige Bad wieder, nachdem sie sich frisch gemacht hatte. Erfrischt aber fühlte sie sich kaum. Ihre Psyche hatte arg gelitten. Die Frau durchquerte ihr Zimmer und sorgte dafür, dass die Schritte nicht zu laut waren. Sie traute in diesem Haus keinem mehr. Hier hatten selbst die Wände Ohren, und die Menschen waren für sie auf eine perverse Art nett.

An der Zimmertür blieb Fiona für einen Moment stehen. Sie wollte telefonieren, das hatte sie nicht vergessen. Vor einigen Minuten hatte

der Vorsatz noch tief in ihr gesteckt, das war nicht mehr der Fall. Unsicherheit hatte sie überkommen. Hatte man ihr nicht die Gedanken vom Gesicht ablesen können?

Vielleicht – und deshalb stand sie auch vor der Tür und lauschte.

Es war nichts zu hören, sie musste sich trotzdem überwinden, um die Tür zu öffnen.

Der Gang war dunkel. Hatte sie das Licht ausgeschaltet, oder hatten die anderen das übernommen? Fiona war sich nicht mehr sicher, auch dies sah sie als Zeichen ihrer Angst.

Sie warf einen Blick auf die Uhr.

Himmel, es war beinahe Mitternacht. Die Zeit war trotz allem wie im Flug vergangen. Um diese Zeit rief man nicht bei fremden Menschen an, und Glenda Perkins war ihr in gewisser Weise auch fremd, auch wenn sie des Öfteren mit ihr in der Kantine zusammen gesessen hatte. Sie aber befand sich in einer Notlage. Was hier geschehen war, ging nicht mit rechten Dingen zu. Zudem hatte sie den Eindruck, dass es auch mit dem Haus zusammenhing, dem weißen, kalten, leeren Gebäude auf den Klippen, hinter dessen Fenster sie nicht nur das Licht, sondern auch das rote Gesicht gesehen hatte.

War das ein Geist gewesen? Es war falsch, sich darüber jetzt Gedanken zu machen. Viel wichtiger war das Gespräch. Sie schaute auf das Telefon. Es war noch ein alter schwarzer Apparat mit einer Wählscheibe, keiner Tastatur. Sie würde mehr Geräusche abgeben als die Tastatur, aber es gab keine andere Möglichkeit, eine Nachricht zu hinterlassen.

Das Telefon stand auf einer schmalen Kommode. Die Nummer kannte Fiona nicht auswendig, aber sie trug ihr kleines Notizbuch immer bei sich. Das blätterte sie jetzt auf, hatte den Namen gefunden und legte das kleine Buch aufgeschlagen neben den Apparat.

Dann wählte sie. Die dabei entstehenden Geräusche ließen Schauer über ihren Rücken laufen. Den Kopf hielt sie gedreht und schielte dorthin, wo der Flur auslief und die Treppe begann.

Niemand kam.

Dafür hörte sie das Freizeichen.

Sie war beruhigt. Dennoch klopfte ihr Herz schneller. Hoffentlich nahm jemand ab. Wenn Glenda Perkins nun nicht zu Hause war, was ja durchaus vorkommen konnte, dann…

»Ja… bitte …«

Fiona Finley fiel ein Stein vom Herzen. Sie war dermaßen erleichtert, dass Schwindel sie erwischte und sie Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.

»Was ist denn? Wer…?«

»Ich bin es, Glenda.« Mit dieser Bemerkung unterbrach Fiona die schon ärgerlich klingende Stimme der Frau.

»Wer bitte?«

Fiona fiel ein, dass sie vergessen hatte, ihren Namen zu sagen und fügte ihn rasch hinzu. Dann redete sie und ließ Glenda Perkins nicht zu Wort kommen, die sich erst durch ein energisches »Stopp«

Luft verschaffen konnte.

»Sorry, Glenda, aber ich bin in Druck und…«

»Das habe ich gemerkt. Worum geht es denn genau?«

»Ich habe doch schon…«

»Bitte, knapp und langsam.«

Fiona bemühte sich. Sie redete so, dass sie selbst daran glaubte, von einer anderen Person verstanden zu werden. Fiona wunderte sich selbst, wie ruhig sie dabei blieb, das Schlimmste war wohl überwunden, und schließlich bat sie Glenda darum, hier im Ort zu erscheinen, um alles nachzuprüfen.

Sie hörte das Lachen der Frau aus London. »Himmel, wie stellst du dir das vor?«

»Das ist doch nicht schwer.«

»Nein, das nicht, aber ich habe einen Job.«

»Weiß ich doch. Morgen ist Samstag, Wochenende. Du könntest, falls du nichts anderes vorhast, herkommen. Das wäre doch eine Möglichkeit oder nicht?«

»So schnell und unvorbereitet?«

»Bitte, Glenda…«, sie rang nach Atem, weil sie vor dem nächsten Vorschlag ein wenig Angst verspürte. »Und ich möchte dich zudem bitten, nicht allein zu kommen. Könntest du John Sinclair nicht fragen, ob er dich begleitet?«

»John…?«, staunte Glenda. »Himmel, wie stellst du dir das vor?«

»Ich dachte, dass du allein oder mit mir zusammen… dass wir es nicht schaffen werden, das Grauen zu stoppen …«

Glenda sagte nichts. Sie überlegte, und die Anruferin schwankte zwischen Hoffen und Bangen. Sie wusste nicht, was sie noch tun sollte. Es waren eigentlich genüg der Worte gesprochen, jetzt zählte nur noch eines für sie – ja oder nein!

»Natürlich könnte ich ihn fragen, Fiona, aber John Sinclair ist zugleich ein Mann, der Beweise braucht.«

»Die kann er sich hier verschaffen.«

»Außerdem hat er sich auf ein ruhiges Wochenende gefreut. In der letzten Zeit ist es rundgegangen bei uns. Da war die Hölle los, vielmehr bei ihm. Er war im Ausland und…«

»Aber das hier ist auch wichtig.«

Glenda seufzte. »Ich verstehe dich ja, meine Liebe. Ich verstehe dich sogar sehr gut.« Sie räusperte sich. »Du erwartest jetzt einen Entschluss, nicht wahr?«

»Wenn es geht…«

»Hm. Sagen wir so. Ich kann dir nichts versprechen, das vorweggenommen. Deshalb mache ich dir einen Vorschlag. Warte es ab. Wenn wir nicht kommen, gebe ich dir Bescheid. Kommen wir, dann kannst du damit rechnen, dass wir am frühen Nachmittag bei dir sind. Ist das okay?«

»Ja, das ist gut.« Sie hätte sich zwar lieber eine Zusage gewünscht, doch ein Anfang war gemacht, und nur das zählte im Moment.

»Gut, dann wünsche ich dir eine angenehme Nacht.«

»Glaubst du, dass ich die haben werde?«

»Bitte, Fiona, versuche einfach, das Erlebte zu verdrängen. Einen besseren Rat kann ich dir auch nicht geben.«

»Ich weiß – und danke.«

Das Gespräch war vorbei. Fiona legte den Hörer auf. Der Schweiß klebte noch daran und hatte eine feuchte Spur hinterlassen. Scharf drehte sich die Frau um, weil sie den Eindruck gehabt hatte, es würde sich jemand hinter ihr aufhalten.

Da war niemand.

Ein leerer düsterer Flur, der Beginn der Treppe, alles war nur sehr schwach zu erkennen.

Über ihren Rücken floss trotzdem ein kalter Schauer, als sie sich wieder wegdrehte und zu ihrem Zimmer zurückging. Dort hastete sie hinein und drückte die Tür zu.

Aufatmend lehnte sie sich mit dem Rücken gegen das Holz. Ihr schwindelte. Das Telefongespräch hatte sie angestrengt, es war großer Stress gewesen, aber der würde sich wieder legen, sie musste sich eben selbst an die Leine nehmen.

Es war Zeit, sich hinzulegen. Sie hätte sich jetzt noch duschen, dann schlafen und…

Ihre Gedanken irrten ab. Alles, was sonst normal gewesen war, wollte sie nicht mehr akzeptieren. Einiges war in Unordnung geraten. Sie hatte den Eindruck, all die normalen Dinge nicht mehr tun zu können. Etwas hatte ihren Bewegungsablauf gestört, und plötzlich wollte sie sich nicht einmal ausziehen, als sie an ihr Bett dachte. Die Schuhe, das war okay, aber die Kleidung nicht.

Aus diesem Grund legte sie sich angezogen auf ihr Bett, und sie ließ das Licht der kleinen Nachttischleuchte brennen, denn vor der Dunkelheit fürchtete sie sich seltsamerweise.

Die war ihr einfach nicht geheuer. Sie war so dumpf, so anders, und sie schien von zahlreichen Schatten angefüllt zu sein.

Wenn sie die Augen schloss, verdichteten sich die Schatten.

Dabei kristallisierte sich einer besonders hervor, und zwar der eines kleinen blonden, toten Mädchens.

Es lag im Sand, die Augen leer, doch das niedliche Gesicht zeigte jetzt ein kaltes Grinsen, mit dem sie die Liegende einschüchterte.

Diese Vorstellung war dermaßen intensiv, dass Fiona die Augen öffnete und einfach nicht mehr ruhen konnte.

Verwirrt starrte sie gegen die Decke, wo der Lichtschein einen schwachen Fleck hinterlassen hatte. Völlig normal, aber nicht für sie, denn ihre überangestrengten Nerven spielten ihr einen Streich.

Der Fleck bewegte sich in seinem Innern. Wieder sah sie das Gesicht des toten Mädchens aus dem Zentrum hochsteigen, und das Grinsen hatte sich verändert. Es war jetzt wissend geworden, als wollte die tote Kleine damit andeuten, dass sie bald zurückkehren und ihre »Entdeckerin« besuchen würde. Das erschreckte Fiona.

Es kam ihr vor wie eine düstere Prophezeiung aus einer Totenwelt, und sie merkte, dass sich ihr Herzschlag beschleunigt hatte. Die Angst erfasste sie. Als kalter Leim kroch sie in ihren Körper und drückte die Seele zusammen. Sie legte sich auch auf den Magen, als wollte sie zu einem rußigen Klumpen zusammendrücken.

An Schlaf war in dieser Situation nicht mehr zu denken, deshalb richtete sich Fiona auch auf. Jetzt war sie froh, nicht ihre Nachtkleidung übergestreift zu haben. Sie schlüpfte aber in die neben dem Bett stehenden Turnschuhe.

Dann stellte sie sich hin.

Es hatte sich im Zimmer nichts verändert, alles war gleich geblieben. Es hatte sich niemand hineingeschlichen, aber die Gefahr lauerte in der Nähe.

Fiona drehte sich auf der Stelle, schaute in alle Ecken. Dort tat sich ebenfalls nichts. Die Ruhe kam ihr schon beklemmend vor.

Sie schaute gegen das Fenster. Und plötzlich wusste sie, wo sie hingehen musste. Es war einfach der innere Drang, der sie dazu trieb, und sie bewegte sich auf Zehenspitzen der Scheibe entgegen.

Das Licht störte sie. Es spiegelte sich auch auf dem Glas wider.

Sie ging noch einmal zurück und schaltete die Lampe aus.

Dunkelheit kroch in den Raum.

Fiona Finley wartete einige Sekunden. Sie konzentrierte sich auf den Drang, und der war nach wie vor da. Das Fenster zog sie magnetisch an. Es lockte sie, es war wie ein viereckiges Auge, das ihr entgegenstarrte, und als sie die innenliegende Fensterbank erreicht hatte, stützte sie beide Handballen darauf.

Dann blickte sie nach draußen.

Das Fenster lag an der Rückseite des Hauses. Deshalb schaute sie nicht auf die Straße hinab, sondern in den schmalen Garten, der noch zum Grundstück gehörte. Er lag in tiefer Dunkelheit. Dahinter lief der kleine Weg entlang, der ebenfalls in die unmittelbare Nähe der Dünen führte. Es war stets von einer dünnen Sandschicht bedeckt, die der Wind heranwehte. Auch jetzt schimmerte der Sand in einem helleren Ton.

Es war nichts zu sehen.
Trotzdem war jemand da.
Fiona wollte es genau wissen, obwohl sie sich irgendwie auch fürchtete. Mit der rechten Hand umfasste sie den Griff, drehte ihn und konnte das Fenster nach innen ziehen.
Der kühle Wind erwischte ihr Gesicht. Sie hatte das Gefühl, Sand und Salz auf den Lippen zu spüren. Über ihr segelten Wolken am Himmel entlang, alles noch kein Grund, sie an das Fenster zu locken, denn das musste ein anderes Motiv sein.
Fiona beugte sich nach vorn. Etwas zog sie. Nicht dass sie aus dem Fenster hätte springen wollen, aber die andere Kraft war schon da, und sie zuckte plötzlich zusammen, als sie die Bewegung wahrnahm.
Ob auf oder schon außerhalb des Grundstücks, das war nicht zu erkennen. Jedenfalls hatte sich dort etwas bewegt, und es war keine große Pflanze gewesen.
Ein Mensch?
Es gab keine andere Möglichkeit. Derartig große Tiere liefen hier nicht herum. Jemand war also gekommen, um sie unter Kontrolle zu halten, das Fenster zu beobachten.
Eine Gänsehaut rann zuerst über das Gesicht, und anschließend erfasste sie den gesamten Körper. Da war überhaupt nichts Gruseliges zu entdecken, nur eben die Dunkelheit – und das Gefühl.
Es ließ sie einfach nicht los, es war da, es drängte sich in ihr immer mehr zusammen. Die Leere hatte einen Grund gehabt, und der musste herausgefunden werden.
Die Frau schüttelte den Kopf. Sie tat dies, ohne es richtig zu bemerken, doch diese Geste erfüllte plötzlich einen Sinn, denn kurz nach dem Kopf schütteln entdeckte sie die Gestalt zum zweiten Mal. Nur hatte sie jetzt ihren Standort verändert und war einige Schritte nach rechts gegangen, für sie günstig, denn so konnte sie direkt auf das Fenster schauen, wenn sie den Kopf in den Nacken legte.
Fiona rührte sich nicht mehr. Wie festgenagelt stand sie vor dem Fenster, die Hände zu Fäusten geballt und diese auf die Fensterbank gestemmt. In ihrem Kopf rotierte es, denn plötzlich sah und erkannte sie die Gestalt auch.
Es war eine Tote.
Das tote Mädchen!
Und es starrte mit seinen kalten Totenaugen zu Fiona hoch…

***

Für die Frau ging die Welt nicht unter, aber sie veränderte sich. Fiona konnte nichts mehr nachvollziehen. Sie hätte so gern an eine Einbildung geglaubt, aber das Kind war da und kein Gespenst. Es war gekommen, um sie zu besuchen, und seine Augen leuchteten wie zwei

kleine, kreisrunde Löcher, in denen das kalte Licht seinen Platz gefunden hatte.

Die Furcht war wie ein Hammer, der sich in Fionas Magen hineindrückte. Er schien ihren Körper durchbohren zu wollen, er drang mit seiner Masse durch bis zu ihrem Rücken, und sie spürte die bohrenden Schmerzen in sich.

Phantomschmerzen, denn tatsächlich hatte sie Angst vor dieser kleinen Gestalt.

Es fiel ihr auf, dass sich das tote Mädchen nicht verändert hatte.

Es sah noch so aus, wie Fiona es gefunden hatte.

Nur die Augen hatten sich verändert. Sie leuchteten in dieser mondlichtartigen Kälte, und Fiona erinnerte sich daran, dass sie diesen Blick nicht zum ersten Mal erlebt hatte.

Schon einmal hatte sie derartige Augen gesehen, doch nicht bei der Kleinen.

Es war in dem Haus gewesen, wo die Gestalt am Fenster gestanden hatte. Sie aber war dunkelrot gewesen und hatte aus dem Innern heraus geleuchtet. Ein düsteres Höllenrot, unheimlich und grausam, aber eben mit diesen kalten Augen.

Fiona zitterte.

Sie wollte den Kopf zur Seite drehen, nur hatte sich der Zwang in ihrem Innern verstärkt. Es lag einzig und allein an den Augen, die auf sie gerichtet waren, kalte Totenlichter, als hätten sie ihren Weg vom Friedhof hierher gefunden.

Sie stöhnte auf. Noch immer bewegte sich die Frau nicht, auch wenn sie zitterte. Ihre Kehle war ausgetrocknet, alles war so anders geworden seit dem Erscheinen dieser Person, und der Druck in ihrem Kopf ließ nicht nach.

Er verstärkte sich, er hämmerte Botschaften, die sie nicht begriff.

Fiona wusste auch nicht, ob sich diese aus Worten zusammensetzten oder nur aus irgendwelchen Einbildungen, die normale Welt jedenfalls hatte für sie einen Riss bekommen.

Atme ich noch?, fragte sie sich.

Da hob das tote Kind die Hand.

Es war der rechte Arm, der allmählich in die Höhe glitt. Wie unter Zwang verfolgte Fiona die Bewegung, und sie konnte auch genau erkennen, dass dieses Winken allein ihr galt. Das Kind hatte sie im Blickfeld, und als seine Hand hoch genug war, da streckte sie den mittleren Finger aus und deutete damit auf Fiona.

Du bist gemeint! Du und keine andere!

Fiona fror. Dieses Zeichen hatte ihr Angst eingejagt. Sie wollte weg, dazu hätte sie sich drehen müssen, was sie auch nicht schaffte, denn nach wie vor blieb sie stehen, ohne sich zu rühren. Die Furcht hatte ihren Körper übernommen, und sie betrachtete jetzt das Gesicht der

kleinen Gestalt, das sich sogar bewegte.

Grinste das Kind?

Fiona ging zurück, ohne es zu merken. Schritt für Schritt schwankte sie auf ihr Bett zu, erreichte es, spürte den Widerstand in ihren Kniekehlen und ließ sich nieder.

Sie fiel auf das Bett, ohne es überhaupt zu bemerken. Auch das Nachfedern kriegte sie nicht mit. Fiona saß dort wie eine Statue, und wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, bis sie es endlich geschafft hatte, sich wieder zu erheben.

Mit einem Ruck stand sie auf! Schwindel erfasste sie. Fiona stützte sich ab. Der kalte Luftzug, der über ihr Gesicht strich, stammte nicht aus dem Reich der Toten. Er wehte durch das offene Fenster, als wollte er ihr eine Botschaft mit auf den Weg geben.

Fiona Finley verstand sie.

Mit einem Zitterschritt setzte sie sich in Bewegung und ging wieder dorthin, wo sie hergekommen war. Das Fenster lockte sie noch immer, sie wollte sehen, ob Susy Carter noch dort unten stand und zu ihr hochschaute.

Nein, sie war verschwunden!

Mehrere Male schaute Fiona hin. Sie stierte die Stelle förmlich an, aber das Kind war nicht zu sehen. Es leuchteten keine Totenaugen durch die Nacht, es war alles wieder so schrecklich normal geworden, und plötzlich musste sie lachen.

Kein normales Lachen, mehr ein hysterisches Schreien, das aus ihrem offenen Mund drang. Sie brüllte es hinaus, sie schüttelte sich dabei, sie wollte einfach nicht aufhören, und es war ihr auch egal, ob dieses Lachen nach draußen schallte oder nicht.

Irgendwann drehte sich die Frau vom Fenster weg. Mit torkelnden Schritten bewegte sie sich auf ihr Bett zu, warf sich nieder, presste das Gesicht in die Kissen und trommelte mit beiden Fäusten auf die Matratze. Es war einfach nicht mehr zu fassen, es war furchtbar, sie hatte hier etwas erlebt, das ihr wie ein Traum vorkam, aber kein Traum war, davon ging sie aus.

Nein, die Tote war echt gewesen.

Eine lebende Tote, ein Zombie-Kind…

Dieser Gedanke erschreckte sie dermaßen, dass Fiona mit einer heftigen Bewegung in die Höhe fuhr, neben dem Bett stand, sich schüttelte und zielsicher einen Moment später auf den Lichtschalter zuhastete. Sie wollte sich im Zimmer umschauen, und sie konnte es Sekunden später, als die Deckenleuchte zu einem hellen Blau geworden war.

Der Raum war bis auf eine Person – nämlich sie – leer. Kein Kind mit Totenaugen, keine lebende Leiche, es schien, als hätte sie ihr Erlebnis nicht gehabt.

»Ich bin doch nicht verrückt!«, flüsterte sie. »Ich weiß doch, was ich gesehen habe.« Sie warf einen Blick auf das Zifferblatt der Uhr und stellte fest, dass der neue Tag bereits eine halbe Stunde alt war.

Sehr spät oder sehr früh, es kam ganz darauf an, wie man es sah, und sie musste es aus einem gewissen Blickwinkel sehen, denn sie wollte ihre Entdeckung keinesfalls für sich behalten. Auch wenn sie unter Stress stand, sie musste einfach reden.

Die Hurts lebten unten.

Aber würden sie ihr glauben? Oder lagen sie schon im Bett? Fiona war im Prinzip ein rücksichtsvoller Mensch, das aber warf sie jetzt über Bord, sie wollte einfach etwas tun, nein, sie musste es sogar. Sie brauchte die Kommunikation, denn allein wurde sie verrückt. Mit jemandem sprechen, sich einfach in eine andere Situation hineinbegeben und auch mit anderen Menschen sprechen.

Fiona war sehr nervös und zitterte, als sie die Tür öffnete. Sie trat hinaus in den Flur, blieb dort stehen und schaute sich um.

Es war nicht alles finster im Haus. Unten brannte noch Licht. Ein sehr schwacher Schein glitt sogar die Stufen der Treppe hoch und erreichte mit seinem Ende auch den oberen Flur.

Fiona zog die Tür zu.

Für sie war es eine Geste, die ihr irgendwie endgültig vorkam. In ihrem Innern spürte sie einen Druck, den die Angst zurückgelassen hatte. Sie lief auf die Treppe zu, hielt sich dort am Handlauf fest, weil sie Angst hatte, sie würde fallen.

Die Hurts waren noch nicht zu Bett gegangen. Fiona hörte ihre Stimmen als dünne Geräuschkulisse. Es war kaum zu unterscheiden, wer eigentlich noch redete.

Sie ging trotzdem weiter. Es war ihr egal, in welch eine Zweisamkeit sie hineinplatzte, sie musste es einfach tun, und die Treppe ließ sie so leise wie möglich hinter sich.

»Gut, es läuft alles, meine Liebe…« James Hurt hatte den Satz gesprochen. Fiona hörte ihn, als sie im kleinen Flur stand. Sie ging nicht mehr weiter, sondern krauste die Stirn, denn dieser Satz hatte ihr überhaupt nicht gefallen. Den direkten Grund kannte sie nicht, es war ihr so vorgekommen, als hätte sich etwas dort getan, als hätten die beiden genau gewusst, was sich nahe ihres Hauses ereignet hatte. Steckten sie etwa mit dem toten Kind unter einer Decke?

Wussten sie Bescheid, und war sie, Fiona, in eine grauenhafte Verschwörung hineingeraten?

Sie wollte es nicht glauben, weil sie die Hurts einfach als normal ansah. Das waren keine Sektierer, keine Spinner oder irgendwelche Leute, die perverse Beschwörungen durchführten.

Nein, nein, da musste sie…

Ihre Gedanken rissen, denn vor ihr wurde mit einem heftigen Ruck

die Tür aufgezogen.

Licht fiel in den Flur, erreichte auch sie und ummantelte die Person, die auf der Schwelle stand.

Es war James Hurt.

Er schaute sie an, seine Augen hatte er verengt. Das Gesicht nahm für einen Moment einen kalten, grausamen Ausdruck an, dann aber hatte sich der Mann wieder gefangen, und er nickte seinem Gast zu. Sogar ein Lächeln schaffte er, das Fiona keinesfalls beruhigen konnte.

»Noch auf den Beinen?«, fragte der Mann mit einer falschen Freundlichkeit den späten Gast.

»Ja, ich… ich … konnte nicht …«

Hurt öffnete die Tür weiter. »Aber kommen Sie doch herein, Sie… Sie … sind ja ganz aus dem Häuschen.«

»Ja, das bin ich auch.«

»Einen Drink können Sie vertragen.« Hurt hatte mit leiser und auch beruhigender Stimme gesprochen. Er hatte es dabei geschafft, Fiona Finley zu überzeugen, oder zumindest deren Angst zurückzudrücken, und so folgte sie dem Mann.

Das Zimmer war relativ schwach beleuchtet. Sie sah Dinah Hurt in einem Sessel hocken und lächeln. Sogar das Strickzeug lag auf ihrem Schoß. Alles wirkte normal, direkt kleinbürgerlich und spießig.

Dennoch zitterten ihr die Knie und auch Dinah Hurts Frage klang in Fionas Ohren überhaupt nicht besorgt.

»Mein Gott, Kind, Sie zittern ja. Da ist es am besten, wenn Sie sich etwas ausruhen.«

Fiona nickte. Sie wurde sehr genau beobachtet, als sie in das Zimmer ging und wieder dort ihren Platz fand, wo sie schon einmal gesessen hatte. Vorsichtig ließ sie sich auf der Sesselkante nieder.

James Hurt kam lachend auf sie zu. In der Hand hielt er ein Glas, das mit Whisky sehr gut gefüllt war.

»Nehmen Sie dies, meine Liebe…«

»Nicht schon wieder.«

Er ließ nicht locker und strich über ihr Haar. Die Berührung elektrisierte Fiona. Allerdings nicht positiv, sondern genau anders herum. Sie schüttelte sich, und ihre Haut zog sich zusammen. Mit beiden Händen hielt sie das Glas fest und hatte dabei den Kopf so gedreht, dass sie in Hurts Augen schauen konnte.

Dieser Blick wollte ihr nicht gefallen. Er war einfach anders, zwar normal, aber in den Pupillen leuchtete eine Kraft, die ihr überhaupt nicht gefiel. Für sie waren die Hurts zu Schauspielern geworden, die auf einer Bühne standen und sie in das Stück miteinbezogen hatten, obwohl sie das Drehbuch nicht kannte.

Niemand sprach, als sie die ersten beiden Schlucke trank. Der Whisky lief wie Feuer ihre Kehle hinab, aber er beruhigte sie nicht.

Schnell stellte sie das Glas zur Seite und sagte mit tonloser Stimme. »Mir ist etwas passiert.«

»Das haben wir uns gedacht.«

Fionas Kopf ruckte nach rechts. »Wieso?«

Mrs. Hurt lächelte sie an. »Sie haben so ausgesehen, meine Liebe. Sie sind eine ganz andere geworden…«

»Das kann man sagen.«

»Wollen Sie nicht berichten, was Ihnen passiert ist?« James Hurt fragte es mit sanfter Stimme. Er hatte mittlerweile in einem der freien Sessel seinen Platz gefunden.

Mit leerem Blick schaute Fiona gegen den Boden. »Ja«, sagte sie, »das will ich schon. Aber werden Sie mir glauben?« Sie schüttelte sich, weil ein Schauer über ihren Körper lief.

»Versuchen Sie es«, schlug Dinah Hurt vor.

Fiona redete noch nicht. Sie blickte sich um. Zuerst ihn, dann schaute sie die Frau an. Schließlich hob sie die Schultern und fing an zu sprechen. Ihre Stimme war leise, tonlos. Sie rang und suchte nach Worten, hatte es schwer, die richtigen zu finden. Das Ehepaar unterstützte sie durch Gesten oder durch ein aufmunterndes Lächeln, aber Fiona wusste, dass es irgendwie nicht echt war.

Die beiden hörten zu, ohne sie zu unterbrechen. Als Fiona ihren Bericht beendet hatte, nickten beide, gaben aber keinen Kommentar ab. Das regte die Frau auf. Sie ließ noch einige Sekunden verstreichen und hakte dann nach.

»Bitte, ich habe Ihnen alles erzählt. Was ist los? Wollen Sie mir nicht glauben?«

Mister Hurt lächelte, als er seine Hand hob und einen Finger auf die Lippen legte. »Moment noch«, sprach er, wobei seine Stimme ziemlich undeutlich klang.

»Wieso? Ich…«

»Ruhe!«, zischte Dinah.

Fiona sagte nichts mehr. Auch sie spürte die Spannung, die sich in dem Zimmer ausgebreitet hatte. Sie kam sich plötzlich vor wie in einer Falle. Ihre Augen hatten eine Starrheit angenommen, die einfach nicht zu übertreffen war. Sie krampfte wieder einmal ihre Hände um die Lehnen, und weil die anderen beiden schwiegen, redete sie auch nicht.

Es klopfte gegen die Tür.

Fiona hatte mit diesem Geräusch nicht gerechnet, wohl aber das Ehepaar Hurt.

Beide lächelten, und es war die Frau, die sprach, während die Tür bereits aufschwang. »Komm rein, Susy…«

***

Das ist nicht wahr! Das ist ein Albtraum! Man hat dich in eine verrückte Welt hineingezogen! Du bist hier völlig von der Rolle! Das kann es nicht geben…

Die Sätze schossen der Frau durch den Kopf, und sie hatte dabei das Gefühl, in einen tiefen Schacht zu fallen, aus dem es kein Entkommen mehr gab.

Sie hatte Hurts Aufforderung genau verstanden und hoffte dennoch, sich geirrt zu haben. Das musste einfach ein Irrtum sein!

Aber die Tür schwang auf.

Und dann stand sie im Zimmer. Sie trug die gleiche Kleidung, und an der Jacke klebte noch der Sand. Nur war sie schrecklich blass, denn die Haut wirkte so, als wäre sie mit einem gelblich schimmernden Kalk eingerieben worden.

Dafür hatte Fiona keinen Blick. Sie konnte immer nur auf die Augen schauen, die als weiße Totenlichter in den Höhlen lagen. Da sah sie keine Pupillen. Das Weiß der Augen füllte alles aus, sie waren einfach zwei kalt glänzende Flecken.

Susy Carter schloss die Tür.

Das darf nicht wahr sein!, schoss es durch Fionas Kopf. Das ist einfach verrückt, so etwas kann es nicht geben! Ich… ich bin doch nicht wahnsinnig …

Susy schaute sich um. Allein die Bewegung reichte aus, um die Gedanken der Frau abreißen zu lassen.

»Nun, was sagen Sie?«

Fiona wusste, dass sie angesprochen worden war, nur hielt sie sich mit einer Antwort zurück. Es war ihr unmöglich, etwas zu sagen, diese Szene konnte nicht Wirklichkeit sein, sondern musste einfach einem Albtraum entsprungen sein.

Susy ging einen Schritt.

Dann blieb sie stehen.

»Komm zu mir!«

Susy nickte, als sie die Stimme der älteren Frau hörte. Sie setzte sich in Bewegung, und Fiona, die das Kind genau beobachtete, kam sich vor, als würde zwischen ihr und der so starren Kleinen ein dicker Schleier liegen, der vieles verzerrte.

Susy schaute nicht zu Boden. Ihr Blick war ins Leere gerichtet, sie bewegte nicht mal den Kopf, allerdings ihre toten, weißen Augen, und mit ihnen schien sie alles wahrzunehmen, was sich in dem Zimmer abspielte.

Es war seit ihrem Eintritt kälter geworden, das spürte Fiona genau. Nur war es keine normale Kälte, sondern eine völlig andere, die aus einer anderen Welt zu stammen schien. Sie kam aus der Tiefe, sie war das Grauen, und sie schien eine Botschaft für die Anwesenden zu haben.

Ich hole dich… der Tod wartet auf dich … er hat bereits seine kalten Klauen nach dir ausgestreckt …

So fühlte Fiona die Botschaft, die sie immer wieder malträtierte und ihre Furcht noch wachsen ließ. Sie zitterte am ganzen Leib, ihre Augen brannten, der Speichel hatte sich aus ihrem Mund zurückgezogen, und die Zunge lag dort wie ein trockener Schwamm.

»Gefällt es dir?«, fragte James Hurt.

Susy war stehen geblieben. Sie hatte sich umgeschaut und deutete ein Nicken an.

»Das ist gut.«

»Aber du bist nicht zufrieden?«, erkundigte sich Dinah Hurt mit lauernder Stimme.

Wieder nickte sie.

»Meinst du unseren Gast?«

Auch diese Frage hatte Susy gehört und verstanden, denn sie drehte sich, und der Blick ihrer toten Augen richtete sich geradewegs auf Fiona Finley.

Die Frau wusste nicht, wie sie reagieren sollte. Erst nach einer Weile stellte sie fest, dass sie überhaupt nichts tun konnte. Sie war einfach überlastet.

Nicht einmal Angst durchflutete sie. Es gab überhaupt kein Gefühl, das sie hätte erklären können, alles war so anders geworden und für sie nicht zu fassen.

Sie saß in einem Block. Er bestand aus eisigen Platten, die sich an ihren Körper gepresst hatten und ihn immer mehr zusammendrückten. Sie konnte kaum Luft holen, und die nähere Umgebung war einfach wie weggewischt. Es gab nur die hässliche, kleine Tote, die sich nicht rührte und nur einfach schaute.

»Susy meint Sie«, sagte der Mann. »Sie schaut nur Sie an, Fiona. Das muss etwas zu bedeuten haben.«

Die Angesprochene gab keine Antwort. Es war ihr egal, was in der Umgebung ablief, sie hatte nur Augen für das kleine Wesen, das nicht mehr stehen blieb und auf sie zukam.

Das Kind ging langsam.

Es ließ sich Zeit, denn es wollte die Sekunden bis zum Erreichen des Ziels genießen. Susy ging, dennoch war sie kaum zu hören. Die kleinen Füße schienen über dem Boden zu schweben.

Die Kälte nahm zu.

Wie eine Wand hatte sie sich zwischen den beiden so unterschiedlichen Personen aufgebaut. Sie war wieder von einer Art, die Fiona nicht begriff. So eisig, so schrecklich, so grauenhaft, einfach nicht zu vertreten und zu akzeptieren.

Das Kind strahlte sie aus.

Oder nur die Augen?

Fiona fand keine Antwort. Eines war sicher. Sie saß in ihrem Sessel, ohne auch nur den kleinen Finger rühren zu können. Die andere Kälte hatte sie steif werden lassen, und sie war praktisch zu einer Person aus Eis geworden.

Sie saugte den Atem ein, ohne es zu merken. In ihrem Kopf rasten die Gedanken. Die Angst bohrte sich noch tiefer in ihren Magen und verwandelte sich in ein Messer mit glühender Klinge, dessen Spitze ihren Rücken traf.

Susy blieb stehen. Da Fiona saß und sie stand, hatten beide ungefähr die gleiche Größe. Zudem stellte Fiona fest, wie nahe ihr dieses toten Wesen bereits gekommen war. Nicht einmal schütteln konnte sie sich. Die Angst hatte sie bewegungslos gemacht.

Das Kind hob die Arme an. Gleichzeitig bewegte es auch seine Hände. Es spreizte die Finger, während es gleichzeitig mit seinen kalten Totenaugen Fiona anglotzte.

Beide wurden von dem Ehepaar Hurt beobachtet. Sie und er ließen keinen Blick von ihnen, sie schauten hin, sie standen unter einer ebenfalls großen Spannung und Starre, und sie schienen genau zu wissen, was nun folgte.

In Gesichtshöhe bewegten sich Susy Carters Leichenfinger. Sie schloss die Hände zu Fäusten, um sie einen Moment später wieder zu öffnen, und diese Geste wiederholte sie einige Male.

Dann packte sie zu.

Kalte, gespreizte Totenklauen schossen auf den Hals der Urlauberin zu. Das Ziel war überhaupt nicht zu verfehlen, denn einen Moment später drehten sie sich um die Kehle, und sie drückten auch die dünne Haut zusammen.

Fiona hatte das Gefühl, noch mehr zu versteinern, obwohl dies nicht mehr möglich war. Es mochte an den eisigen Fingern liegen, die so anders waren als von außen gekühlte Hände. Sie nahmen der Frau den Atem. Fiona röchelte, erst jetzt bewegte sie sich, und sie wollte das Kind von sich wegstoßen.

Zwar schnellten die Arme noch vor, aber sie schafften es nicht, den Körper aus ihrer Nähe zu entfernen. Er stand wie ein mit Eis überzogener Fels. In ihm steckte eine andere Kraft, die Fiona auf keinen Fall erklären konnte.

Die Klammer um ihren Hals löste sich nicht. Atmen konnte sie nicht mehr. In ihrem Körper hatte sich einiges verändert. Sie wusste nicht, was es war, das Gesicht lief blau an, und als letztes sah sie das Ehepaar Hurt, das sich gemeinsam erhob.

Von zwei Seiten kamen sie auf Fiona Finley zu.

Sie grinsten.

Ihre Köpfe sahen dabei aus wie bleiche Totenschädel, bis sie schließlich zerplatzten…

***

Ich sah den Strand, ich sah das Meer, ich sah die Wolken am Himmel, ich atmete die klare Luft ein, die so wunderbar meine Lungen füllten. Nur wenige Menschen waren unterwegs, die Saison hatte noch nicht begonnen, und an einem bestimmten Platz waren einige Helfer dabei, die Strandkörbe zu richten und zu überholen, damit sie den Ansprüchen der Sommergäste gerecht wurden.

Ich hätte mich eigentlich wohl fühlen können, sogar müssen, das war jedoch nicht der Fall.

Stattdessen hatte ich mich nahe der Dünen auf einen großen Stein gehockt, der wie ein krummer Kopf aus dem Sand schaute und eigentlich ein idealer Sitzplatz für einen Urlauber war, der die Ruhe des Strandes und das Rauschen des Meeres genießen wollte. Ich war kein Urlauber, ich genoss die Gegend auch nicht, sie gab mir nicht die innerliche Ruhe, und das hatte einen simplen Grund. Ich hatte überhaupt nicht nach Harrings-on-Sea gewollt, aber da gab es eine Person namens Glenda Perkins, die einfach nicht aufgegeben und mich gequält hatte, bis mir nichts anderes übrig geblieben war, als zuzustimmen.

Schließlich kennt man ja die Überzeugungskraft der Frauen. Was schon vor Tausenden von Jahren begonnen hatte, war nicht so leicht abzuschaffen. Ich sah noch Sukos Grinsen, als er mir zum Abschied ein schönes Wochenende wünschte. Ich hätte ihn verfluchen können.

Nun ja, es gab auch einen Vorteil – das Wetter. Kein strahlender Sonnenschein, dafür war die Wolkendecke noch zu dicht, aber hinter den grauen Schleiern zeichnete sich schon eine gewisse Helligkeit ab, die ich als gedämpften strahlenden Glanz ansah.

Meine Laune konnte er auch nicht heben.

Worum ging es?

Diese Frage hatte ich laut auf der Fahrt zum Ziel mehrmals gestellt und von Glenda nur immer wieder die Erklärung bekommen, die sie aus dem Telefonat mit Fiona Finley wusste.

Der Grund unseres Hierseins war ein totes Kind, das angeblich verschwunden war. Hinzu kam eine Entdeckung, der ich nicht traute. Auf einem Haus an den Klippen – es lag praktisch direkt hinter mir wollte diese Fiona Finley eine Erscheinung gesehen haben. Eine Frau mit rotem Gesicht und kalten, bleichen Augen.

Einbildung oder nicht? Ich wusste es nicht. Jedenfalls hatte sie kurz nach diesem Vorgang das tote Kind gesehen, das es dann nicht mehr gegeben haben sollte.

Fragen, Rätsel, vielleicht auch Einbildungen, wie ich gemeint hatte, was bei Glenda auf starken Widerspruch gestoßen war. Im Gegensatz zu mir kannte sie Fiona Finley. Zwar nur aus der Yardkantine, doch sie glaubte fest daran, die Kollegin einschätzen zu können.

»Sie ist keine Spinnerin oder hysterische Person, John!«

Diesen Satz hatte ich mehrmals zu hören bekommen und letztendlich nichts mehr dazu gesagt. Es war mir egal gewesen, ich hatte mich einmal entschlossen, sie zu begleiten, und nun musste ich in den sauren Apfel beißen und die Stücke auch schlucken.

Dabei hatte ich Probleme genug am Hals, denn der letzte Fall wollte mir nicht aus dem Kopf. Vieles drehte sich bei mir um die Bundeslade, um König Salomon, um die Königin von Saba und um deren gemeinsamen Sohn Melenik. Wir hatten damit einen Fall angerissen, über dessen Tragweite wir uns nicht im Klaren waren.

Dass da noch etwas Wahnsinniges auf uns zukam, stand fest, und es hing auch im Prinzip mit den Kreaturen der Finsternis zusammen.

Wie dem auch sei, ich musste die Gedanken an diesen Fall zurückstellen und mich um den neuen kümmern. Falls es ihn überhaupt gab, denn bisher hatte ich einen kleinen Ort am Meer erlebt, in dem es beschaulich zuging, wo nichts auf irgendwelche Aktivitäten irgendwelcher schwarzmagischer Geschöpfe hindeutete und die Bewohner sich auf den großen sommerlichen Strom der Touristen vorbereiteten.

Mit Glenda zusammen hatte ich einen Plan erstellt. Wir wollten zunächst nicht gemeinsam auftreten, sondern getrennt marschieren.

Glenda gab sich dabei als Freundin der Fiona Finley aus und wollte plötzlich bei den Vermietern erscheinen. Sie würde ihnen erklären, dass sie mit Fiona an diesem Tag verabredet gewesen war, und wir wollten uns dann im Zentrum des Ortes, wo einige Geschäfte dicht gedrängt beieinander lagen, in einem Café treffen.

Dort wollten wir dann Erfahrungen austauschen, vorausgesetzt, es gab bis dahin welche, wovon ich allerdings noch nicht überzeugt war. Ich hielt all diese Dinge noch für Hirngespinste, und auch mein Gefühl meldete keine Gefahr.

Ich gab mir Schwung und stand auf. Das Gelände fiel etwas ab.

Ich ging zwei Schritte, wobei meine Schuhe im Sand versanken.

Dürres Gras wuchs büschelweise in meiner Nähe. Der Wind fuhr darüber hinweg und kämmte es zu einer Seite.

Links von mir arbeiteten die drei Männer an den Strandkörben.

Hin und wieder schauten sie hoch und warfen mir Blicke zu. Ob skeptisch oder freundlich, das hatte ich nicht erkennen können, jedenfalls stand ich unter einer gewissen Kontrolle, ohne dies allerdings als negativ einzustufen.

Ich drehte mich um.

Jetzt lag das Haus vor mir.

Von einem prächtigen Gebäude konnte man nicht sprechen, denn Wind und Wetter hatten an ihm seine Spuren hinterlassen. Sie waren über die Fassade hinweggefegt, hatten an ihr genagt und sie stumpf

werden lassen. Von der ehemals weißen Farbe war nicht mehr viel zu sehen, die Bretter sahen aus wie alte Arme, von denen die Haut einfach abgezogen worden war. Ich sah die großen Fenster. Hinter einem von ihnen hatte Fiona Finley die Erscheinung gesehen.

In den Fensterscheiben spiegelten sich die mächtigen Wolken wider, die der Wind über den Himmel trieb. Sie wirkten wie eine Ansammlung fremder Gebilde, die jeden Augenblick ihren Platz am Himmel verlassen und sich auf die Erde stürzen konnten. Das Haus war leer, es gab weder innen noch außen irgendeine Bewegung, die mir aufgefallen wäre.

Seltsam, dass sich dort etwas abgespielt haben sollte. Richtig begreifen konnte ich es nicht, aber ich wollte es auch nicht ohne weiteres zur Seite drücken. Bestimmt war etwas geschehen, was Fiona geängstigt hatte. Möglicherweise hatte ihr das abendliche Spiel aus letztem Licht und den herannahenden Schatten auch nur einen Streich gespielt, wer konnte das schon wissen?

Nicht weit von mir entfernt führte eine Treppe den Dünenhang hinauf. Sie bestand aus Holz und war sehr breit.

Ich ging durch bis zum Ende, blieb dort stehen und schaute mich um.

Das Meer erinnerte mich an einen wogenden, rätselhaften Teppich, der in seinem Innern voller Geheimnisse steckte. Es schimmerte in einem aschigen Grau, und auf manchen Wellen tanzten die Schaumkronen wie schmale Hüte. In der Ferne zeichnete sich der Umriss zweier Schiffe ab, die Kurs Nordost hielten. Vögel tanzten über dem Wasser, flogen geschickt, nutzten jeden Aufwind aus und hielten nach Beute Ausschau.

Von oben konnte ich auch die drei Männer an den Strandkörben beobachten. Bisher hatten sie gearbeitet, nun aber hatten sie ihre Arbeit eingestellt, sich gedreht und schauten zu mir hin, der ich wie ein einsamer Wächter auf dem Dünenkamm stand.

Ich konnte die drei Männer nicht genau erkennen, aber ich hatte das Gefühl, dass sie nicht eben freundlich aus der Wäsche blickten.

Es mochte auch an ihren Haltungen liegen, die mir doch ziemlich angespannt vorkamen.

Warum taten sie das? Ich überlegte, ob ich zuvor von ihnen beobachtet worden war. Meines Erachtens war dies nicht geschehen, jetzt aber ließen sie keinen Blick von mir, und das gefiel mir nicht.

Die drei Männer standen dort wie die Ölgötzen. Sie hatten plötzlich nichts mehr zu tun und alles zur Seite gelegt. Im Augenblick war nur ich für sie interessant.

Oder galt es meinem Interesse an diesem Haus, in dessen Nähe ich mich aufhielt?

Ich wollte mich völlig normal bewegen und schaute auch nicht mehr zu ihnen hinunter. Ich drehte mich stattdessen weg und war schon

nach wenigen Schritten aus ihrem Sichtbereich verschwunden. Dafür schaute ich mir das Haus und die Gegend an.

Es wäre vermessen gewesen, bei diesem Boden auf Fußabdrücke zu achten, ich tat es trotzdem, wobei ich mich dem Eingang her von der Seite näherte, und ich entdeckte welche. Kleine jedoch, die von keinem Erwachsenen hinterlassen worden waren. Das musste ein Kind gewesen sein, und ich dachte daran, dass es gerade um ein Kind ging.

Es gab die Kleine also.

Etwas nachdenklich blieb ich neben einem besonders deutlichen Fußabdruck stehen. Meine Stirn hatte sich umwölkt. Ich dachte nach, wusste jedoch nicht, um was sich meine Gedanken genau drehten. Dieser Fußabdruck war existent, und mit seiner Vorderseite wies er auf den Eingang des Hauses hin.

War die Kleine dorthin gegangen?

Es gab keine andere Möglichkeit, bis auf eine Ungereimtheit: Susy Carter war tot gewesen!

Ich holte tief Luft und freute mich wieder über die Frische, die in meine Lungen strömte. Fiona Finley hatte am Strand das angeblich tote Kind gefunden. Wenn ich davon ausging, dass es stimmte, waren die Abdrücke trotzdem erklärbar, denn Susy Carter hätte ebenso gut vor ihrem Tod das Haus besucht haben können.

Warum? Was gab es dort zu sehen? In einem angeblich leeren Haus, in dem sich niemand zeigte? Das seit langem schon nicht mehr bewohnt war? Höchstens von irgendwelchen Ratten oder einem anderen Getier, das die Umgebung unsicher machte?

Jedenfalls war das Haus wichtig, und ich wollte es mir nicht nur von außen anschauen. Mit festen Schritten ging ich auf den Eingang zu, der etwas erhöht lag. Zu ihm führten drei breite Holzstufen hoch, und die Tür sah sehr verschlossen aus.

Ich hatte es irgendwie im Gefühl, dass es für mich dort kein Durchkommen gab.

Vor der Treppe blieb ich stehen. Von hier aus konnte ich mir schon die Fenster anschauen. Auch hinter ihnen entdeckte ich keine Bewegung. Die Scheiben hatten eine leicht dunkle Tönung angenommen. Es mochte an der Landschaft liegen, die sich in ihnen spiegelte, denn sie waren dem offenen Meer zugewandt, wo Wellen und Wolken ein graues Muster bildeten.

Bis zur Tür ging ich vor. Ich fand noch einen intakten Türknauf und drehte ihn nach links.

Nur ein wenig ließ er sich bewegen, dann hakte er fest. Die Tür war und blieb verschlossen. Sie aufbrechen oder ein Fenster einschlagen, das alles schoss mir durch den Kopf, aber ich wollte auf keinen Fall das Haus auf diese Weise betreten. Ich hätte auch keinen offiziellen Grund gehabt, denn Hilfe benötigte niemand, das Haus selbst stellte

keine Gefahrenquelle dar, und das Motiv in den Spuren eines Kindes zu suchen, war einfach lächerlich.

Nichts zu machen…

Noch einmal ließ ich meinen Blick an der von der Witterung gezeichneten Fassade entlanggleiten, dann drehte ich mich wieder um, weil ich den gleichen Weg zurückgehen wollte.

Dabei versuchte ich, mit meinen Gefühlen ins Reine zu kommen.

Was hatte sich in den letzten Minuten verändert? Im Prinzip nichts, bis auf die Spuren im Sand. Selbst das Haus auf der Düne hatte keine Atmosphäre ausgestrahlt, die mich irgendwie negativ beeinflusst hätte.

Selbst mein Kreuz hatte sich nicht gemeldet, es gab also keine Gefahr in der Nähe.

Dennoch blieb ein Keim des Misstrauens und gleichzeitig der Zwang, mich noch einmal umzudrehen.

Das tat ich, als ich den Rand der Dünentreppe erreicht hatte.

Ich sah die Bewegung!

Hinter dem rechts neben der Haustür liegenden Fenster huschte etwas vorbei. Ich hatte es nicht erkennen können, es war ein dunkler, möglicherweise auch rötlicher Schatten gewesenem dem zwei helle Lichter – Augen – geblinkt hatten.

Dann war der Schatten weg.

Ich zwinkerte mit den Augen, schaute wieder hin und hoffte, dass sich dieses Schauspiel wiederholen würde. Nichts tat sich.

Alles blieb normal. Das Haus lag starr auf dem Dünenkamm, Wind und Wetter ausgesetzt.

Das Rätsel blieb. Ich dachte darüber nach, wer mir wohl Auskunft geben könnte.

Unter mir am Strand hielten sich noch immer die drei Männer auf und beschäftigten sich mit den Strandkörben. Einer von ihnen, schon etwas älter, schaute zu mir hoch, als wollte er mich warnen, auch nur einen Schritt in die verkehrte Richtung zu gehen. Ich nahm den Weg nach unten.

Auf den hölzernen Stufen lauschte ich dem dumpfen Echo meiner Schritte, in die sich das Knirschen der Sandkörner mischte.

Es war zwar nicht sicher, doch ich ging davon aus, dass mir die Einheimischen unten am Strand mehr über das Haus sagen konnten.

Da ich zügig voranschritt und auch die Richtung nicht änderte, war ich von ihnen längst bemerkt worden. Und sie wussten auch, dass ich mit ihnen reden wollte.

Der Ältere drehte sich um und sprach mit den beiden anderen Männern, die Jeans und Pullover zu den dicken Turnschuhen trugen. Sie drehten einen Korb herum und blieben hinter dem älteren Mann mit dem grauen Bart und der flachen Mütze auf dem Kopf stehen wie

zwei Leibwächter. Einen freundlichen Empfang würden sie mir bestimmt nicht bereiten, das entnahm ich ihrer Haltung.

Mit einem großen Schritt brachte ich die letzte Stufe hinter mich, der Fuß versank im weichen Sand, dann schleifte er durch das sperrige Dünengras.

Es gab keinen Pfad, der mich zu den Männern brachte, ich ging durch den Sand und sah, wie der Ältere seine Fäuste in die Hüften stemmte. Auch diese Haltung war mir gegenüber nicht eben freundlich eingestellt. Ich allerdings blieb freundlich, stoppte vor den drei Männern und nickte ihnen zu, bevor ich ihnen einen »Guten Tag« wünschte.

Ich erhielt keine Antwort. Selbst der Alte sprach nicht. Er beobachtete mich aus leicht verengten Augen. Ebenso wie seine Helfer, die Eisenstangen in den Händen hielten. Sie waren vorn gekrümmt und bildeten dabei zwei starre Finger, mit denen Sand und Dreck aus dem Geflecht des Strandkorbs gekratzt werden konnte.

»Mein Name ist John Sinclair«, sagte ich, um das lastende Schweigen zwischen uns endlich zu beenden.

Diesmal kriegte ich eine Antwort. Der Bartträger gab sie mir, und sie überraschte mich. »Hau ab«, sagte er nur. »Wir hassen Schnüffler…«

***

John Sinclair hatte Glenda seinen Rover überlassen, und mit ihm rollte sie langsam durch den Ort. Sie wusste, bei welcher Familie sich ihre Kollegin einquartiert hatte, aber sie kannte die genaue Adresse nicht, deshalb hatte sie fragen müssen. Die freundliche Frau hatte sie bis an das Ende geschickt, wo nur wenige Häuser standen und Harrings-on-Sea praktisch aufhörte.

Neue Häuser waren hier gebaut worden und hatten sich der Gegend angepasst. Einige schimmerten in einem kalkigen Weiß, andere zeigten einen roten Klinker. Die Vorgärten wirkten alle sehr gepflegt, die ersten Blumen hatten sich zu voller Blüte entfalten können. Der Geruch des Frühlings durchwehte die kleine Siedlung, wo es nicht nur gepflegte Wege gab, sondern auch genügend Parkflächen für die Besucher.

Das Haus der Hurts gehörte wirklich zu den letzten im Ort. Glenda suchte nach dem Wagen ihrer Kollegin, sie fand den kleinen Flitzer allerdings nicht. Dafür sah sie einen älteren Mann im Vorgarten, der mit einer kleinen Hacke die Erde aufwühlte, um neue Blumen zu pflanzen.

Glenda ließ den Rover ausrollen und blieb für einen Moment hinter dem Steuer sitzen, als das Geräusch des Motors verstummt war.

Sie strich über ihre Stirn und stellte fest, dass sie leicht schwitzte.

Den Grund konnte sie sich nicht so recht erklären, es mochte daran

liegen, dass sie ein ungutes Gefühl überkommen hatte. Das aber lag seit dem Anruf der Fiona Finley in ihrem Magen.

Wenn sie in den Rückspiegel schaute, konnte sie den Eingangsbereich des Hauses überblicken und auch einen Teil des Vorgartens, wo der Mann arbeitete.

Sie sah nur den gebeugten Rücken, der Mann selbst hatte keine Notiz von ihr genommen.

Das passte ihr nicht. Es war so wenig menschlich, denn jeder war irgendwo neugierig. Er wollte sehen, was geschah, welcher Besucher da kam, nur dieser Mann ließ sich in seiner Arbeit nicht stören.

Er pflanzte mit einer Sorgfalt die bunten Blumen ein, die schon an Pedanterie erinnerte.

Glenda öffnete die Tür und stieg aus. Die etwas kühlere Luft tat ihr gut und streichelte ihr Gesicht. Bis zu dem Haus brauchte sie nur wenige Schritte zu gehen.

Genau dort, wo der Weg begann, der den Vorgarten teilte und auf das verklinkerte Haus zuführte, blieb sie stehen und räusperte sich so laut, dass sie der Mann hören musste.

Er ließ sich zunächst nicht stören, sondern drückte mit den Händen weichen Boden um eine frisch eingesetzte Pflanze platt, nickte zufrieden und kam schnaufend hoch.

»Guten Tag«, sagte Glenda freundlich.

Der Mann drehte sich um. Er trug einen Bart. Sein Gesicht war wettergegerbt, deshalb war sein Alter schlecht zu schätzen. Der Mund zeigte ein Lächeln, als er antwortete. »Den guten Tag darf ich Ihnen auch wünschen, Miss.«

»Danke sehr. Ich bin Glenda Perkins, und Sie sind, nehme ich mal an, Mister Hurt.«

»Ja, ich bin James Hurt.«

Glenda atmete auf. »Dann bin ich richtig.«

»Es kommt darauf an, was Sie meinen. Wie richtig sind Sie hier? Was kann ich für Sie tun? Meine Frau und ich vermieten Zimmer, wie Sie bestimmt wissen. Wollen Sie bei uns wohnen?«

»Das könnte sein.«

»Pardon, es klingt nicht ermutigend.«

Glenda sah, dass sich hinter einem der unteren Fenster die Gardine leicht bewegte. Sie konnte auch die Gestalt einer Frau ausmachen, die dort stand. Wahrscheinlich Mrs. Hurt.

»Also, Miss…«

»Tja, die Sache ist die. Da ich schon an der richtigen Stelle bin, hätte ich gern mit Fiona Finley gesprochen.«

Der Mann zeigte eine seltsame Reaktion. Er legte seine Hand gegen das Ohr und tat, als hätte er Glenda nicht verstanden. »Wen, bitte, wollen Sie sprechen?«

»Fiona Finley.«
»Ach.«
»Sie wohnt bei Ihnen.«
Der Mann überlegte, dann schüttelte er den Kopf. »Nein, das müsste ich aber wissen.«
»Wollen Sie sagen, dass meine Freundin nicht bei Ihnen wohnt?«
»Genau das.«
»Das darf doch nicht wahr sein«, entfuhr es ihr.
Nahezu entwaffnend schaute sie der Mann an. »Warum darf das nicht wahr sein, Miss Perkins?«
»Weil sie hier wohnt.«
»Nein.«
Glenda holte durch die Nase Luft und lauschte dem schnaufenden Geräusch. »Hören Sie, Mister Hurt, ich weiß genau, dass sie hier wohnt. Das hat sie mir gesagt.«
»Hier bei uns?«
»Ja.«
Der Mann schüttelte entschieden den Kopf. »Nein, nein, das kann nicht stimmen.«
»Warum nicht?«
»Weil ich es wüsste, denn meine Frau und ich arbeiten hier gemeinsam. Jeder weiß, was der andere tut, verstehen Sie das? Es gibt keine Geheimnisse zwischen uns, was das Geschäftliche angeht. Sie müssen sich geirrt haben, Miss Perkins.«
»Sorry, das habe ich mich nicht.«
Der Mann hob die Schultern. »Dann kann ich Ihnen auch nicht weiterhelfen.«
Glenda fühlte einen heiligen Zorn in sich hochsteigen. Gleichzeitig mischte sich eine gewisse Röte in ihr Gesicht. Sie hatte längst den Eindruck, hier auf den Arm genommen zu werden. So harmlos der Mann tat, er hatte es bestimmt faustdick hinter den Ohren und beobachtete Glenda aus kleinen Glitzeraugen. Bisher war sie nicht so stark davon überzeugt gewesen, dass mit ihrer Freundin etwas nicht stimmte. Nun aber glaubte sie fest daran, und sie machte sich Sorgen um sie. Es war schon eine schlimme Angst, die in ihr hochstieg, denn harmlos war dieser Mann sicherlich nicht, auch wenn er so tat. »Ich denke schon, Mister Hurt.« Der Mann senkte den Kopf.
»Sie glauben mir nicht?«
»Nein!«
Die harte Antwort hatte ihn nicht erschreckt, eher misstrauisch gemacht, sein Lächeln war falsch, und die Stimme klang einfach zu weich, um echte Gefühle zu zeigen. »Können Sie mir erklären, was Ihre Antwort bedeuten soll, Miss Perkins?«
»Das kann ich genau, Mister Hurt. Ich weiß, dass meine Freundin

hier bei Ihnen gewohnt hat, denn sie rief mich aus Ihrem Haus an. Verstehen Sie?«

»Ja, aber ich begreife es nicht.«

»Es war in der vergangenen Nacht.«

»Ach – wann denn?«

»Kurz vor der Tageswende.« James Hurt hob seine kleine Metallkralle, als wollte er die beiden gebogenen Zinken in Glendas Hals stoßen. »Sie wird Ihnen einen Bären aufgebunden haben. Hier hat keine Fiona Finley gewohnt, und telefoniert hat in der letzten Nacht auch niemand.«

»Was macht Sie da so sicher?«

»Wir hätten es gehört.«

»Sie haben nicht geschlafen?«

»Nein, meine Frau und ich haben uns noch lange unterhalten. In unserem Alter braucht man nicht so viel Schlaf, wissen Sie?« Er deutete in die Runde. »Es kann ja sein, dass sie hier in Harrings-on-Sea war. Ich an Ihrer Stelle würde es mal woanders versuchen. Hier gibt es zahlreiche Pensionen und Hotels…«

»Sie war aber bei Ihnen!«, beharrte Glenda.

»Und ich sage nein.« Mit dieser Antwort war für den Mann der Fall abgeschlossen. Er bückte sich und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Glenda hätte vor Zorn und Wut platzen können. Sie kam sich auf den Arm genommen vor. Sie wusste genau, dass Fiona bei diesen Leuten hier gewohnt hatte, aber Hurt gab es nicht zu, und das musste, verdammt noch mal, einen Grund haben. Sie hätte sich gewünscht, John Sinclair bei sich zu haben, so aber kam sie sich ziemlich allein vor, und sie wusste auch, dass ihr in James Hurt ein Feind gegenüberstand.

Der Mann kümmerte sich nicht mehr um sie. Er hackte weiterhin den Boden auf, um Blumen zu pflanzen.

Ich muss etwas tun!, dachte Glenda, sonst platze ich noch. Ich kann es nicht akzeptieren. Ich möchte in das Haus, ich will mich dort umsehen, aber ich muss es raffiniert anstellen.

»Also gut«, sagte sie laut und deutlich. »Meine Freundin hat nicht bei Ihnen gewohnt. Aber Sie vermieten Zimmer?«

In seiner gebückten Haltung drehte sich der Mann um. »Das stimmt, Miss Perkins.«

»Wie schön. Dann möchte ich eines mieten.«

James Hurt reagierte zunächst nicht. Er schien über den Wunsch nachzudenken. Erst nach einer Weile richtete er sich auf, bog den Rücken durch, stöhnte leicht und schüttelte den Kopf.

»Darf ich fragen, was das bedeutet?«

»Dürfen Sie, Miss. Sie haben wieder Pech gehabt. Wir renovieren

gerade. Die Zimmer werden erst ab dem ersten Juni wieder vermietet. Bis zu diesem Termin ist es noch etwas hin. Tut mir Leid für Sie. Versuchen Sie es woanders. Die Auswahl ist groß.«

Glenda hätte am liebsten geschrien, so schlecht fühlte sie sich.

Aber sie musste sich beherrschen. Wenn sie jetzt losbrüllte, wurde es nur schlimmer. Sie blieb auch nicht stehen. Einem Impuls folgend setzte sie sich in Bewegung und betrat das Grundstück.

James Hurt war so überrascht, dass er nichts tat. Er rief noch etwas hinter ihr her, doch Glenda ließ sich nicht beirren. Sie ging bereits mit langen Schritten über den plattierten Weg auf die Haustür zu und hörte ihren Verfolger erst hinter sich, als sie die Hälfte der Strecke schon zurückgelegt hatte.

Diesmal bewegte sich die Gardine hinter dem rechten Fenster sehr hektisch. Ihr war klar, dass man sie beobachtete, aber das spielte jetzt auch keine Rolle mehr.

Vor der Haustür stoppte sie ihren hastigen Gang und klingelte.

Sie hörte die Glocke im Innern, und sehr schnell wurde vor ihr die Tür aufgerissen. Eine böse grinsende grauhaarige Frau tauchte auf. In diesem Augenblick erreichte James Hurt die beiden Frauen.

Er stand so dicht hinter Glenda, dass sie seinen Atem in ihrem Nacken spürte.

Noch etwas kam hinzu.

Die kalten Metallspitzen der krummen Handharke berührten ihre Haut. Glenda schauderte zusammen. Einen Augenblick später hörte sie die raue Stimme des Mannes. »Wenn ich die Waffe nur einmal nach unten ziehe, reiße ich Ihnen die Haut vom Hals.« Sie bekam einen heftigen Stoß in den Rücken und wurde über die Schwelle katapultiert.

Die Frau trat zur Seite.

Sie lachte dabei so hart, als hätte sie sich schon mit dem Teufel verbündet…

***

Ich war überrascht, denn mit einem derartigen Empfang hätte ich nicht gerechnet. Ich hatte den Männern nichts getan, weshalb wollten sie mich wegschicken? Hing es doch mit dem Haus zusammen, das ich aus der Nähe besichtigt hatte? Er hatte mich einen Schnüffler genannt. Das konnte viel oder gar nichts zu bedeuten haben.

Wahrscheinlich war es nur so von ihm dahingesagt worden, denn dass ich von Scotland Yard kam, war mir am Gesicht nicht abzulesen.

»Tut mir Leid«, sagte ich. »Aber ich begreife es nicht. Ich habe nur einen guten Tag gewünscht und…«

»Wir wollen Sie hier nicht.«

»Warum nicht? Sie leben vom Tourismus. Legen Sie trotzdem so

wenig Wert auf Gäste?«
»Nein, das ist es nicht.«
»Was dann?«
Der Mann mit der Mütze und dem Bart schabte über seine Stirn.
Er benutzte den Daumennagel. »Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig und sage Ihnen noch einmal, dass Sie verschwinden sollen.«
»Aber ich habe nichts getan.«
»Doch!«
»Was?«
»Es ist das Haus.«
Ich tat erstaunt. »Na und?«
»Sie haben dort herumgeschnüffelt.«
»Moment mal.« Ich hob einen Arm an. »Ich habe nicht geschnüffelt, ich habe es mir nur einmal angeschaut. Es steht ziemlich einsam, es fällt ins Auge. Es ist doch ganz natürlich, wenn ein Fremder es sich anschaut.«
Der Alte war bissig. »Wir wollen es nicht!«
»Warum nicht?«
Er atmete tief ein. »Wir hassen es, wenn jemand Fragen stellt. Wir sind es gewohnt, unsere Ruhe zu haben. Wir wollen keine Schnüffler in unserem Ort…«
»Ich bin Tourist.«
»Auch die wissen, wie sie sich zu benehmen haben«, erklärte er und drehte sich scharf um. Ich war für ihn out. Er konnte sich auf seine Warnungen verlassen, zumindest bei den meisten Fremden, in mir allerdings hatte er den Falschen gefunden. Die beiden jüngeren Männer, sie waren höchstens fünfundzwanzig, hatten sich nicht umgedreht. Sie starrten mich an.
Und ich blieb stehen.
Der junge Mann mit den etwas dunkleren Haaren sagte: »Er ist noch immer da, Dad!«
»Ach ja?«
»Sollen wir…«
»Eine Frage hätte ich noch, bitte.«
Das Bitte hatte dem Vater wohl einen Teil seiner Aggressivität genommen, denn relativ bedächtig drehte er sich um. »Was wollen Sie denn noch, Mister?«
»Eine Antwort. Hängt es damit zusammen, dass sich in diesem Haus letzte Nacht eine Gestalt gezeigt hat? Darf ich es mir deshalb nicht anschauen?«
Es war genau die Frage, die ihn schockte. Er wurde bleich, schaute nach rechts, erst zu dem einen Sohn, dann nach links zu dem anderen und schob die Unterlippe vor. »Ein Gesicht? Eine Gestalt?«
»Von einem Gesicht habe ich nicht gesprochen. Aber es gehörte dazu,

es war rot mit toten, kalten Augen, die wie zwei unheimliche Laternen leuchteten.«

Der Mann holte tief Luft. Ich sah, wie er seine Hacken in den Boden stemmte. Er wirkte so, als wollte er mich anfallen, das aber überließ er seinen beiden Söhnen.

»Packt ihn euch!«

Darauf hatten die Kerle nur gewartet. Sie grinsten mich an, und dann taten sie etwas, das mir gar nicht gefiel, denn sie hoben gemeinsam ihre Werkzeuge, mit denen sie die Ritzen in den Strandkörben gereinigt hatten. Dafür waren sie geeignet, für einen menschlichen Körper weniger.

Ich blieb stehen, denn auch die beiden jungen Männer griffen noch nicht an. Der Ausdruck in ihren Gesichtern hatte sich verändert. Er zeigte eine gewisse Gnadenlosigkeit, die darauf hinwies, dass die beiden zu allem entschlossen waren. Ich wunderte mich, dass völlig normale Menschen sich derart verändern konnten.

Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, sie als Verbrecher einzustufen, nun aber sah ich sie beinahe als Todfeinde an. Ich hatte in ein Wespennest gestochen und die Tiere nervös gemacht. So verhielten sie sich auch.

Der Alte trat zurück.

Es war das Zeichen für seine beiden Söhne.

Gleichzeitig auch für mich. Ich wollte mich auf keinen langen Kampf einlassen. Kurz, knapp und sicher, denn wenn sie in die Mündung der Waffe schauten, würde ihre Wut bald verrauchen.

Ich irrte mich. Zudem hatte ich auch nicht mit der Raffinesse dieses eingespielten Teams gerechnet. Der rechte kam einen Schritt vor, der linke aber trat wuchtig in den Sand, und das musste er geübt haben, denn plötzlich jagte mir eine Ladung entgegen, zielsicher auf mein Gesicht gehalten.

Ich wollte noch zur Seite tauchen, es hatte keinen Sinn. Die Ladung erwischte mich voll. Unzählige Körner, vermischt mit kleinen Steinen, prallten gegen mein Gesicht. Ich bekam das Zeug in die Augen, die ich nicht rasch genug hatte schließen können, und wurde blind. Meine Waffe konnte ich vergessen.

Dafür musste ich voll den Tritt oder den Schlag einstecken, der mich in der Körpermitte erwischte und zurückschleuderte. Ich ruderte mit den Armen, dabei verlor ich den Halt und landete auf dem Boden, der zum Glück weich war.

Noch immer brannte der Sand in den Augen. Er hatte einen Schleier gebildet, in den die Tränen hineinrannen, und die Gestalt vor mir konnte ich nur als einen tanzenden Schatten sehen.

Irgendetwas fegte auf mich zu.

Wahrscheinlich war es diese verdammte Waffe. Sie befand sich noch

in der Bewegung, als ich mich blitzartig zur Seite drehte und dabei das Glück hatte, über den Rand einer Mulde zu rollen, die mich aufnahm. Etwas hieb wuchtig in den Sand, ich hörte einen Fluch und rollte mich einfach weiter Es war gut, dass ich in die relativ tiefe Mulde geriet und so eine Galgenfrist herausschlug.

»Du Idiot!«, hörte ich den Alten schreien.

»Ich hol ihn mir, Dad!«

Es war der zweite Sohn, der gesprochen hatte. Im selben Augenblick kam ich zur Ruhe. Sofort kniete ich mich hin. Die Tränen hatten zwar etwas Sand aus den Augen gespült, aber nicht alles.

Schwach sah ich den Kerl, wie er schräg über den Rand der Mulde hinwegglitt und dicht neben mir zur Ruhe kommen musste.

Ich tat das Gleiche wie er. Mit der flachen Hand wühlte ich den Sand auf und schleuderte ihn dem Knaben entgegen. Nicht nur einmal, es gelang mir dreimal, einiges erwischte auch sein Gesicht.

Diesmal fluchte er, stolperte und fiel mir entgegen.

Mein angewinkelter Arm stoppte ihn, und der Ellbogen traf ihn wuchtig am Kinn.

Er schrie nicht einmal. Wie ein praller Sack fiel er gegen mich. Bevor er mich umreißen konnte, drehte ich mich zur Seite und sprang auf.

Mein Glück, denn Sohn Nummer zwei war wieder auf dem Weg zu mir. Ich war schneller als er, lief an der anderen Seite der Mulde hoch und sah eine schmale Lücke zwischen zwei Strandkörben. In sie drückte ich mich hinein und wurde nun von den beiden Körben gedeckt.

»Das nützt dir nichts!«, schrie der weiter oben stehende Vater.

»Los, Blainy, hol ihn dir!«

»Keine Angst, den packe ich.«

Blainy hatte sich nicht weit entfernt angehört. Uns trennte praktisch nur ein Strandkorb. Ich hörte ihn keuchen, während ich mich still verhielt.

Der Vater stand weiter oben. Er hatte den besten Überblick und dirigierte seinen Sohn. »Er ist noch immer vor dir und kann nicht viel sehen. Geh um den Korb herum.«

Ich zog mich zurück. Zwei Strandkörbe weiter fand ich Schutz.

Diesmal hatte ich mich vorgesehen und mir Körbe ausgesucht, die von dem Vater nicht einsehbar waren. Ich klemmte mich geduckt an die Rückseiten der beiden Gegenstände. Vor mir sah ich das Meer und war froh darüber.

Zwar brannten meine Augen noch, doch verteidigen konnte ich mich jetzt besser, und diesmal zog ich endlich meine Waffe. Ich stand noch immer so günstig, dass mich der Vater nicht sah, der allmählich ungeduldig wurde und seinen Sohn anspornte.

»Verdammt noch mal, du wirst diesem Schnüffler doch den Hals

umdrehen. Er ist nicht weit von dir entfernt.«

»Wo denn?«

Die Stimme hatte nah geklungen.

»Ich kann ihn nicht sehen, aber er ist nicht an den Strand gelaufen. Das hätte ich bemerkt.«

»Komm doch runter!«

»Hol ihn allein!«

Ich hatte die beiden reden lassen und mich dabei auf mich selbst, das heißt, auf meine Augen konzentriert. Noch immer rannen die Tränen. Sie spülten den Sand weg. Ich rieb jetzt nicht mehr, das hätte zu Entzündungen führen können, dafür hörte ich in meiner Nähe schleifende Geräusche.

Blainy kam.

Er versuchte, den Atem anzuhalten. Es gelang ihm nicht. Wahrscheinlich hatte er sich zu sehr angestrengt, sein leises Schnaufen wies mir den Weg, und ich ging so leise wie möglich in die entgegengesetzte Richtung, bis ich den seitlichen Rand des Strandkorbs erreicht hatte.

Ich hatte mich an der Vorderseite befunden. Blainy stand an der Rückseite. Neben ihm stand ein weiterer Strandkorb, der noch nicht gereinigt worden war. Grüne, trockene Algen klebten an der Seite und auch an der Fußstütze.

Blainy drehte mir den Rücken zu. Das allein zählte für mich.

Alles andere war uninteressant.

Sein Vater hatte sich entschlossen, ihn zu unterstützen. »Ich komme, Blainy, dann holen wir ihn uns.«

»Was ist denn mit Steve?«

»Den hat es erwischt!«

»Tot?«

»Glaube ich nicht.«

Mir war es recht, wenn sie redeten. So kam ich näher an Blainy heran. Und plötzlich spürte er den kalten Mündungsdruck der Beretta im Nacken, und Blainy wusste sofort Bescheid, was ihm blühte, denn sein leiser Fluch klang deprimiert.

»Lass das Eisen fallen, Junge!«

Es plumpste in den Sand.

»Das ist gut, denn du bist bei Gott nicht der Star, für den du dich hältst.«

»Und jetzt?«

»Arme hoch, im Nacken verschränken.« Nach diesem Befehl war ich einen Schritt zurückgetreten, weil ich kein weiteres Risiko eingehen wollte. Da fuhr er herum und wollte zuschlagen.

Ich war weit genug weg, er traf mich nicht. Die Fäuste sausten durch die Luft, sanken nach unten, und bevor er sie zu einem erneuten

Angriff hatte heben können, kam ich durch.

Meine Waffe erwischte ihn an der Stirn.

Blainy sah so erstaunt aus. Irgendwie auch lächerlich. Er faltete sich zusammen, kippte nach links und fiel geradewegs in den offenen Strandkorb hinein.

Das Ding wackelte, kippte jedoch nicht um, und der Bewusstlose verschwand darin.

Gerade rechtzeitig, denn sein Vater befand sich bereits in der Nähe. »Blainy, wo bist du?«

Ich hörte die Schritte des Alten und zog mich zurück. Der Mann kam von rechts, ich hatte mir die linke Seite ausgesucht, was auch vernünftig war, denn hier hatte ich Deckung.

»Blainy…?«

Der Ruf, das Schnaufen, dann der Fluch, denn er hatte seinen Sohn entdeckt.

Für mich war das Spiel leicht. Der Alte war so überrascht, dass er nichts tat, sondern vor dem Strandkorb stehen geblieben war und auf seinen Sohn schaute, der als bewusstloses Bündel dort lag.

Erst als ich mich räusperte, wurde er aus der Erstarrung gerissen und fuhr herum.

Er sah mich und mein Grinsen. Aber auch die Waffe in meiner Hand war nicht zu übersehen. Der Mann glotzte mich an. Seine Mütze hatte er verloren. Das graue Haar wuchs dicht wie Putzwolle auf seinem Kopf. Das Gesicht war gerötet, die Adern traten hervor, und dann hörte er meine Bemerkung, die ihn tief traf.

»Sie und Ihre Söhne haben sich wohl zu viel vorgenommen, denke ich. Man kann nicht immer gewinnen.«

Er schwieg. Seine Lippen bewegten sich. Er schien sich auf die Zunge zu beißen, und sein säuerliches Gesicht zeigte an, dass er an seiner Niederlage zu kauen hatte.

»Ich denke, Mister, dass wir uns mal etwas ausführlicher unterhalten müssen.«

»Ich habe nichts mit Ihnen zu bereden.«

»Aber ich mit Ihnen.«

»Das ist nicht mein Problem.«

»Es wird aber das Ihre werden.«

»Von mir erfahren Sie nichts. Trotz allem gebe ich Ihnen noch einen Rat. Hauen Sie ab, sonst ist alles vorbei! Ich warne Sie, Mister. Hier können Sie nur verlieren.«

»Gegen wen?«

»Gegen alle.«

»Wer ist das?«

Er schüttelte den Kopf. »Hauen Sie ab! Ich werde es auch tun.«

Ich lachte ihn an. »Denken Sie daran, dass ich bewaffnet bin.«

Der Alte zog die Mundwinkel nach unten. »Was interessiert mich das? Überhaupt nicht. Locken Sie nicht das Böse. Spielen Sie nicht mit dem Feuer, das ist mein Rat.«

»Ich spiele gern mit den Flammen. Aber ich will wissen, wer oder was das Böse ist.«

Im ersten Moment schaute er mich an, als wollte er mir eine Antwort geben. Dann aber drehte er sich um und ging einfach weg. Ich war so überrascht, dass ich den Kopf schüttelte. »Bleiben Sie stehen. Oder wollen Sie, dass ich schieße?«

Der Mann blieb tatsächlich stehen, drehte den Kopf und fragte:

»Tatsächlich in den Rücken?«

Für einen Gangster schien er mich nicht zu halten, er wirkte auch plötzlich gelassen, beinahe schon überheblich. Natürlich hätte ich gern nachgefragt, aber es passierte etwas, mit dem ich nicht hatte rechnen können. Neben meinem rechten Fuß bewegte sich der Boden. Er war plötzlich weich, nachgiebig und erinnerte mich an Treibsand.

Ich schaute hin, es war zu spät. Mein rechter Fuß war bereits verschwunden. Ich spürte jedoch den Druck einer eisenharten Klaue, die meinen Fuß festhielt.

Der alte Mann sah mich an und lachte…

***

Glenda Perkins wusste, dass James Hurt entschlossen war, einen Mord zu begehen. Sie hatte zu viel gefragt und ihn dadurch aufgeschreckt. Er musste etwas zu verbergen haben, und sie wusste nicht, was dies sein konnte. Es hing irgendwie mit dem Verschwinden ihrer Bekannten zusammen.

Es war besser, wenn Glenda das tat, was der Kerl von ihr verlangte, und sie passierte mit steifen Schritten dessen Frau, die ebenfalls nicht mehr zu den jüngsten Menschen zählte.

Im Gegensatz zu draußen roch es im Haus muffig. Alte Möbel und Polster strahlten einen derartigen Geruch aus. Hier hätte ruhig gelüftet werden können. Glenda fiel der Vergleich mit einem großen Grab ein, das sie betreten hatte.

Hinter ihr fiel die Tür zu. Mrs. Hurt hatte sie wuchtig ins Schloss gedrückt.

Glenda musste den Weg zum Wohnraum nehmen, dessen Tür nicht geschlossen war.

»Gehen Sie hinein und setzen Sie sich in den großen grünen Sessel. Dort bleiben Sie sitzen, ohne sich zu rühren.«

Die Gartenkralle blieb an ihrer Nackenhaut »kleben«. Es wäre nach wie vor gefährlich gewesen, wenn sie jetzt versucht hätte, sich zu wehren. Sie sah auch den großen Sessel. Er war mit grünem Cordstoff bespannt worden. Als Glenda sich niederließ, gab die Sitzfläche unter

ihr nach, und sie dachte sofort daran, dass es ihr schwer fallen würde, aus dem Sessel hervorzuschießen und einen Angriff zu starten.

James Hurt war vor ihr stehen geblieben. Aus kalten Augen schaute er sie an. Die Lippen bildeten einen Strich, und Gnade entdeckte sie in seinem Blick nicht.

Auch seine Frau betrat den Raum. Sie war kleiner als er, trug ein buntes Kittelkleid, und das hagere Gesicht zeigte keine Spur von Freundlichkeit. Abschätzend ließ sie ihre Blicke über Glendas Gestalt gleiten, während ihr Mann die Gartenkralle in seinen Gürtel gesteckt hatte. Er zog einen Stuhl heran und ließ sich nieder. In einer schrägen Linie hockte er vor Glenda und schaute sie an.

Bisher hatte keiner gesprochen. Glenda änderte dies, als sie sagte:

»Sie wissen hoffentlich, wessen Sie sich strafbar gemacht haben. Das ist Freiheitsberaubung.«

»Das bestimme ich!«, erklärte Hurt.

»Nein, es ist Gesetz.«

Er winkte unwirsch ab. »Nicht hier, meine Liebe. Hier befinden wir uns in meinem Haus, und hier habe ich zu sagen. Das schreiben Sie sich hinter die Ohren.«

»Wie heißt die Frau denn?«

»Ich bin Glenda Perkins.« Dinah Hurt schüttelte den Kopf. »Den Namen habe ich nie gehört. Du denn, James?«

»Nein, auch nicht.«

»Warum ist sie gekommen?« Hurt grinste schief. »Sie hat eine Freundin gesucht. Angeblich ist die hier abgestiegen.«

»Das stimmt auch. Fiona Finley hat bei Ihnen ein Zimmer genommen. Sie hat von diesem Haus aus mit mir gesprochen. Sie hat mir alles gesagt, die Frau wohnt hier.«

Hurt hob die Schultern. »Kennst du eine Fiona Finley?«

»Nein, James.«

»Wunderbar.« Er wandte sich wieder an Glenda. »Sie hören also, dass Ihre Freundin bei uns nicht bekannt ist. Demnach kann sie hier auch nicht gewohnt haben. So einfach ist das.«

Glenda wollte diese Logik nicht akzeptieren. Die Frau mit dem dichten schwarzen Haar spürte, wie der Ärger in ihr hochstieg und wie sich ihre Wangen röteten. Den Schock hatte sie überwunden.

Allmählich setzte sich das klare Denken durch. Da konnte jeder der beiden sagen, was er wollte, sie glaubte ihnen nicht. Die waren aufeinander eingespielt, keiner tat dem anderen weh, und sie hatten etwas zu verbergen, das stand für Glenda längst fest. Sie ließ sich durch ihre relativ harmlosen Gesichter nicht täuschen, möglicherweise hatte sich Fiona davon irritieren lassen.

»Sie glaubt uns nicht, James.«

»Das vermute ich auch.«

»Was sollen wir tun?«, erkundigte sich Mrs. Hurt beinahe schon bekümmert.

»Keine Ahnung. Schlag du etwas vor…«

Glenda fiel dieses Spiel auf den Geist. Sie hasste es einfach, und sie fühlte, wie der Zorn noch stärker in ihr hochwallte. »Hören Sie mit dem Schwachsinn auf, verdammt noch mal! Sagen Sie mir endlich, wo ich meine Freundin finden kann.«

»Nicht hier!«, entgegnete Dinah.

»Gut, also nicht.« Glenda nickte. »Einverstanden. Schieben wir das Problem zunächst vor uns her. Dann sagen Sie mir wenigstens, wo das tote Kind ist, das Fiona gefunden hat.«

Keiner sprach. Die beiden gaben sich überrascht. Sie schauten sich an, sie hoben die Schultern. »Ein totes Kind?«, flüsterte Dinah.

»Ja, eine gewisse Susy Carter. Meine Freundin Fiona hat die Leiche beim Joggen am Strand gefunden. Oder stimmt das etwa nicht? Ist das auch gelogen?«

»Hier gibt es keine toten Kinder.«

»Das glaube ich Ihnen nicht, Mister Hurt.«

»Woher wollen Sie das wissen? Sie sind fremd hier. Sie kommen aus einer anderen Stadt, stellen Behauptungen auf, die nicht stimmen, verbreiten Unruhe und sprechen sogar von toten Kindern.«

»Von *einem* toten Kind.«

»Meinetwegen auch das. Jedenfalls bin ich sehr überrascht.«

»Ja«, sagte Glenda spöttisch. »Sogar dermaßen stark, dass Sie mich bedroht haben.«

Er grinste spöttisch. »Ach ja – habe ich das?«

»Und ob Sie das haben. Ich wurde bedroht, als Sie mich in Ihr Haus holten. Da ich schon einmal hier bin, hätte ich gern das Zimmer meiner Freundin gesehen.«

Hurt wandte sich seiner Frau zu.

»Verstehst du das, Dinah? Ich weiß nicht, was sie will.«

»Ich auch nicht. Sie scheint nicht richtig im Kopf zu sein und einem Hirngespinst nachzurennen.«

»Das befürchte ich auch.«

»Sie sollte sich untersuchen lassen.« Glenda fiel das Gerede auf den Wecker. »Wenn sich jemand von uns untersuchen lassen sollte, dann Sie beide. Ich will nur wissen, was mit Fiona Finley geschehen ist. Und bei Gott, ich schwöre es Ihnen, ich bekomme es heraus.«

»Aber doch nicht hier!«, warf Mrs. Hurt ein.

»Ja, hier!« Glenda hatte in den letzten Sekunden Kraft gesammelt.

Mit einer ruckartigen Bewegung stemmte sie sich hoch. Sie würde sich auch nicht mehr einschüchtern lassen. Hurt traf zudem keine Anstalten, seinen Gartenkratzer hervorzuziehen. Er blieb sitzen und blickte zu Glenda hoch.

»Was wollen Sie jetzt?«
»Ihr Zimmer sehen.«
»Sie hat hier nicht gewohnt.«
»Zeigen Sie mir ihr Zimmer, verdammt!«
Hurt stöhnte auf. »Ihnen ist wirklich nicht zu helfen. Aber wir sind keine Unmenschen, ich werde Ihnen die Zimmer zeigen. Dann können Sie sich selbst davon überzeugen, dass es keine Frau mit dem Namen Fiona Finley bei uns gibt.«
»Sie werden lachen. Das glaube ich Ihnen sogar.«
»Ach – so plötzlich?«
»Ja. Ich gehe davon aus, dass sie nicht mehr hier ist. Dennoch zeigen Sie mir, wo sie gewohnt hat.«
Dinah Hurt kicherte plötzlich. Als ihr dies bewusst wurde, presste sie die Hand rasch gegen den Mund. Das Geräusch verstummte. Glenda hatte es trotzdem gehört, sie warf ihr einen scharfen Blick zu, sah aber nur den Glanz in den Augen der Frau, dem sie nicht traute. Sie konnte ihn nicht einschätzen. Sie wusste nicht, ob es Freude oder Triumph war. Plötzlich hatte sie das Gefühl, mit ihrem Wunsch etwas Falsches ausgesprochen zu haben.
James war aufgestanden. Er strich über seinen Bauch, und Glenda wartete darauf, dass er die Kralle zog, die aber ließ er stecken.
»Sie sind ein Quälgeist«, erklärte er mit nicht eben überzeugender Stimme. »Sie wollen mit dem Kopf durch die Wand und denken nicht daran, wie leicht man sich das Genick brechen kann.«
»Das lassen Sie mal meine Sorge sein.« Glenda war bissig geworden. »Mein Kopf hat schon einiges ausgehalten. Aber etwas anderes. Wenn ich Sie so reden höre, dann kann ich den Worten entnehmen, dass meine Freundin hier gelebt hat.«
»Tja, es könnte sein.«
»Hat sie nun oder hat sie nicht?«
»Geht doch nach oben!«, schlug Dinah Hurt mit krächzender Stimme vor. Sie trieb die beiden förmlich aus dem Raum. Glenda beschloss, noch misstrauischer zu sein. Sie konnte sich vorstellen, dass einige Überraschungen auf sie warteten.
»Wo muss ich hin?«
Hurt deutete gegen die Decke. »Nach oben. Dort befinden sich unsere Gästezimmer.«
»Auch das meiner Freundin?«
»Da hat jemand gewohnt.«
»Und ist ausgezogen?«
Hurt gab sich verlegen. Er bewegte unruhig die Schultern. »Nun ja, so kann man das nicht sagen. Sie hat uns erst einmal verlassen, denke ich.«
»Wohin ist sie gegangen?«

»Zumindest wollte sie nicht nach Haus zurückfahren, das steht fest, meine Dame. Sie hat sich wohl zurückgezogen. Irgendetwas muss mit ihr geschehen sein. Sie wollte jedem Trubel entwischen und sich in die Einsamkeit begeben.«

»Das soll ich Ihnen glauben?«

»Sie müssen es nicht, aber es entspricht der Wahrheit. Glauben Sie mir das, meine Liebe.«

»Hat sie denn gesagt, wann sie zurückkehrt?«

Hurt schaute seine Frau an. Als diese in einer übertrieben anmutenden Geste die Schultern hob, tat er das gleiche. Beide wollten keine Ahnung haben.

Glenda fühlte sich von ihnen vorgeführt. Beide gaben Häppchenweise zu, etwas zu wissen. In diesem hinterlistigen Spiel hatten sie zentrale Rollen inne, und Glenda merkte, wie allmählich die kalte Wut in ihr immer höher stieg.

Dieses Paar wusste viel, vielleicht sogar alles. So alt und schwach, sie sich gaben, waren sie bestimmt nicht, auch wenn sich James Hurt den Rücken hielt und über sein Rheuma jammerte.

»Ich werde dir deine Salbe holen. Sie steht bereit, wenn du zurückkehrst.«

»Das ist lieb von dir, Dinah.«

Glenda wollte Nägel mit Köpfen machen und sagte deshalb: »Gehen Sie bitte vor!«

Hurt winkte mit beiden Händen ab. »Keine Sorge, Miss Perkins, das geht alles in Ordnung.« Er ließ seinen Blick über den Körper der Frau wandern und sah eine Person, die eine flotte helle Jeans trug, einen lindgrünen dünnen. Sommerpullover mit einem Zopfmuster. Auf dem Pullover schimmerten als Applikation zwei Kreise aus dunkelgrünen Perlen.

»Bis gleich«, sagte er zu seiner Frau, bevor er mit einem Ruck die Tür öffnete.

Hurt wollte Glenda vorgehen lassen, die aber schüttelte den Kopf. »Nein, nach Ihnen.«

»Wie Sie wollen.« Er trat in den Flur, der ziemlich breit angelegt worden war, um Platz für die vier Tische nebst Stühlen schaffen zu können. Dort saßen die Pensionsgäste und frühstückten. Nun aber waren Tische und Stühle verwaist.

Hurt ging auf die Treppe zu. Er ließ sich Zeit und bewegte sich mit schwerfälligen Schritten, als hätte er über ein Problem nachzudenken. Glenda blieb auf der Hut. Sie ärgerte sich im Prinzip darüber, dass sie sich von John Sinclair nicht eine Waffe hatte geben lassen. Dann wäre ihr etwas wohler gewesen.

Hurt stampfte die Treppe hoch. Er hatte kein Licht eingeschaltet, deshalb überwogen die Schatten. Sie gefielen Glenda nicht, denn sie

waren so etwas wie gefährliche und düstere Todesboten. Als der Mann das Ende der Treppe erreicht hatte, trat er zur Seite, blieb stehen und drehte sich um.

Glenda erreichte ihn. Im Halbdunkel sah sein Gesicht aus wie ein grauer Schatten. »Da fällt mir noch etwas ein«, sagte sie, »meine Freundin hat von einem weißen Haus auf den Dünen gesprochen, das leer und verlassen ist.«

»Ja – weiter…«

»Nichts weiter. Ich frage mich nur, was es mit dem Haus auf sich hat?«

»Es ist verlassen.«

»Mehr nicht?«

»Nein!«

»Und die Gestalt. Die rote Frau mit den kalten Totenaugen, was ist mit ihr?«

»Kenne ich nicht.«

Glenda wusste sofort, dass der Mann gelogen hatte. »Wovor haben Sie Angst, Mister Hurt?«, fragte sie.

Eine Antwort bekam sie nicht. Stattdessen drehte Hurt sich um und betrat den Gang in der ersten Etage, in dem auch die Zimmer für die Gäste lagen. Es waren schlichte Türen, gegen die nicht immer das Licht fiel, denn es leuchtete nur eine Lampe.

Vor einer bestimmten Tür blieb Hurt stehen. Glenda wusste, dass das Zimmer dahinter zur Rückseite hin lag, und sie fragte: »Hier also hat Fiona Finley gewohnt?«

»Kann sein.«

»Warum sagen Sie nicht die Wahrheit, Mister Hurt?«

Der Mann holte einen Schlüssel hervor und steckte ihn ins Schloss. Er öffnete noch nicht. Sein Blick war auf Glenda gerichtet.

»Manchmal ist es nicht gut, wenn man die Wahrheit sagt, Miss Perkins. Sie müssen daran denken, dass Sie sich sehr weit vorgewagt haben, eigentlich schon zu weit. Sie hätten mich erst gar nicht ansprechen sollen, denn wir wollen hier unsere Ruhe haben.«

»Vor wem?«

»Vor Leuten wie Ihnen, zum Beispiel.«

»Stelle ich zu viele Fragen?«

»Auch das. Es ist gut, wenn man die Dinge so nimmt, wie sie sind. Keine anderen Wege einschlagen, sonst sind Sie nicht mehr auf der Straße und kommen davon ab. Ich wünsche es Ihnen nicht, aber ich kann es jetzt nicht mehr ändern.«

Glenda hatte ihn relativ gut verstanden und meinte: »Sie sprechen, als würde Fiona nicht mehr am Leben sein.«

Hurt hob seine Schultern. Eine Antwort gab er nicht. Dafür schloss er endlich die Tür auf. Diesmal ging er von allein vor, und aus dem

Zimmer wehte Glenda diesmal kein muffiger, sondern mehr ein kalter Geruch entgegen.

Sie folgte dem Besitzer. Er war über die Schwelle getreten und bereits zwei Schritte nach vorn gegangen. Glenda war auf der Hut.

Sie schaute sich um, als sie das Zimmer betrat, ohne jedoch etwas Verdächtiges feststellen zu können.

Ihr machte das Halbdunkel zwar keine Angst, gefallen konnte es ihr auch nicht. Vor dem Fenster war ein Vorhang fast vollständig vorgezogen worden, deshalb lag der Raum im Dämmer.

Über Glendas Körper kroch ein kalter Schauer. Sie spürte ein Kribbeln in sich, und sie dachte plötzlich daran, dass dieser Raum für ihre Freundin sehr leicht zu einer Totenfalle hatte werden können.

Scharf drehte sie den Kopf. Der Mann schaute sie starr an. Er atmete heftiger. »Warum machen Sie kein Licht? Haben Sie etwas zu verbergen, Mister Hurt?«

»Nein, bestimmt nicht.« Er drehte sich zur Seite, um seine Hand nach dem Schalter auszustrecken. Eine normale Geste, die kein Misstrauen in Glenda aufkeimen ließ. Sie achtete auch nicht weiter darauf, und genau das war ihr Fehler.

Hurt hatte seinen Plan noch längst nicht aufgegeben. Urplötzlich änderte er die Richtung. Der Arm fuhr herum. Er war schneller, sehr schnell sogar. Glenda sah ihn als Schatten, dann war sie auch schon am Kopf erwischt worden, der Aufprall schüttelte sie durch.

Aus ihrem Mund drang ein leiser Schrei. Auf einmal hatte sie das Gefühl, fliegen zu können, das Zimmer drehte sich vor ihren Augen, sie riss irgendeinen Gegenstand um, bevor sie auf etwas Weiches krachte, das Bett.

James Hurt hatte das Zimmer bereits verlassen. Er stand im Gang, hämmerte die Tür zu, und drehte den Schlüssel um.

Glenda Perkins war eingeschlossen!

***

Sie erstickte fast an ihrer eigenen Wut und auch daran, dass sie sich trotz allem so hatte reinlegen lassen. Diesem Mann war auf keinen Fall zu trauen, der ging eiskalt vor, der steckte in den Klauen anderer Mächte und wollte nicht daraus hervorkommen.

Glenda setzte sich hin und blieb auch sitzen. Es hatte für sie keinen Sinn, aufzuspringen und sich gegen die Tür zu werfen.

Dieser Weg war ihr versperrt.

Sie schrie nicht, sie trommelte auch nicht mit den Fäusten auf den Boden, sie blieb zunächst sitzen, und ihr Verstand arbeitete dabei klar und präzise.

Glenda fragte sich, was Hurt damit bezweckt hatte, sie in dieses Gästezimmer einzusperren. Als Zelle konnte sie es nicht ansehen, denn

es gab immerhin noch das Fenster, durch das sie verschwinden konnte. Sie konnte nicht glauben, dass die Scheibe aus Panzerglas bestand, also musste es einen anderen Grund geben.

Die Schritte des Mannes waren verklungen. Glenda saß in einer bedrückenden Stille fest und hörte nur ihren eigenen Atem. Der Lichtschalter befand sich neben der Tür. Weniger weit von ihr entfernt stand die kleine Nachttischleuchte, deren Schaltknopf befand sich in einer für sie günstigen Reichweite.

Sie streckte den Arm aus, die Kugel erhellte sich. Es sah aus, als würde ein blasser Mond über der Platte des schmalen Nachttisches schweben.

Glenda stand auf.

Das Licht reichte ihr. Es ließ zwar zwei Ecken im Dunkeln, besonders die neben dem hohen Schrank, aber den Weg sah sie trotzdem.

Sie würde aus dem Fenster klettern müssen.

Auf halber Strecke stoppte sie. Nicht einem Impuls folgend, denn sie hatte etwas gehört. Zuerst wusste sie nicht, was es sein könnte, dann wiederholte sich der Laut.

Das waren sogar Schritte…

Glenda drehte den Kopf nach rechts. Ihre Gedanken überschlugen sich dabei. War sie nicht allein im Zimmer? Hielt sich noch jemand auf, und hatte sich dieser Jemand gut versteckt?

Neben dem Schrank verdichtete sich der Schatten. Und dort sah sie die Bewegung.

Da kam eine Person.

Nicht groß, sondern eher mit einem Kind zu vergleichen.

Es war ein Kind, ein Mädchen, und zugleich eines, das eigentlich hätte tot sein müssen…

***

Fiona Finley rollte sich auf die andere Seite und hatte noch immer das Gefühl, keine Luft mehr zu kriegen. Ihr Hals schmerzte, die Klauen des untoten kleinen Wesens hatten harte Druckstellen hinterlassen, die sicherlich zu blauen Flecken werden würden, doch das war lächerlich im Vergleich zu der Lage, in der sie sich befand.

Sie wusste so gut wie nichts. Erinnern konnte sich Fiona noch an die kleine Gestalt des Mädchens, das eigentlich hätte tot sein müssen. Es war plötzlich bei ihr gewesen und hatte zugegriffen.

Sehr schnell und mit geschmeidigen, dehnbaren Fingern, die trotzdem hart wie Stahl waren und ihren Hals nicht losließen.

Die große Schwärze war über sie gekommen. Allerdings nicht die endlose Schwärze des Todes, sondern die der tiefen Bewusstlosigkeit, in die sie hineingesackt war und aus der sie so schnell nicht mehr erwachen sollte. Bis zu einem bestimmten Zeitpunkt jedenfalls. Da war

sie aus dieser düsteren Tiefe erschienen, hatte sich hochtreiben lassen, zurück in die normale Welt, und hatte sich in den ersten Minuten überhaupt nicht zurechtgefunden. Die Schmerzen an ihrem Hals waren einfach zu gravierend gewesen, nur konnte man sich in gewisser Weise an sie gewöhnen, auch wenn es brannte, wenn sie Luft holte.

Fiona hatte sich hingesetzt, und in dieser Haltung war sie auch geblieben.

Sie schaute sich um.

Eine tiefe Stille umgab sie. Sie erkannte auch, dass sie sich in einem leeren Raum befand, umgeben von hellen Wänden aus Holzbalken. Sie sah zwei Fenster und stellte fest, dass draußen die Dunkelheit noch nicht angebrochen war.

Durch die Scheiben fiel das Licht und breitete sich zwischen den Wänden aus.

Allerdings in einer für sie kraftlosen Art, als wäre die Hälfte seiner Intensität draußen geblieben.

Das Licht gefiel ihr nicht. Es war so fahl, so wenig sonnig, dafür aber dämmrig und von Schatten durchweht. Das war nicht das Licht der Küste oder des Meeres, es hatte etwas eigenes an sich und schien von den Scheiben gefiltert zu werden.

Auch der Boden bestand aus Holzbrettern, die ebenfalls hell gestrichen waren. Allerdings nicht weiß wie die Wände, sondern einen dunkleren Ton aufwiesen.

Sie presste die Hände gegen das Gesicht. Im Kopf spürte sie auch die leichten Schmerzen. Am liebsten hätte sie geheult und gejammert.

So blieb sie zunächst wie eine Statue hocken, ohne ein Geräusch von sich zu geben.

Es verging die Zeit. Fiona hockte in der bedrückenden Stille wie eine Gefangene, bis sie schließlich feststellte, dass es so still in ihrer Umgebung nicht war.

Sie hörte Geräusche. Da war ein leises Knacken, hin und wieder ein Kratzen oder Brechen. Als wäre jemand dabei, unter den Holzbalken zu rumoren.

Fiona wunderte sich darüber. Sie kam damit noch nicht zurecht, räusperte sich die Kehle frei und flüsterte in die Leere des Zimmers hinein: »Ist da jemand…?«

Ihr Flüstern verwehte, ohne dass sie eine Antwort erhalten hätte.

Nicht einmal ein Lachen oder Wispern vernahm sie. Nach ihrer Frage waren die Geräusche verstummt.

Warum?

Allmählich kehrte ihr Überlebenswille zurück. Obwohl sie Furcht hatte, Fiona musste immer an das nicht mehr tote, sondern untote Kind und auch an die beiden Hurts denken, drehte sich zur rechten

Seite, stemmte den Arm vor und drückte sich vom Boden ab.
Sie stand auf.
Es fiel ihr nicht leicht. Beinahe hätte sie sogar über sich selbst gelacht, als sie stolperte und erst dann das normale Gleichgewicht gefunden hatte. Mit einer Hand stützte sie sich sogar an der Wand ab – und schrak zusammen.
Das Holz war kalt wie Eis!
Fiona zog die Hand zurück und schlenkerte sie einige Male, als wollte sie dort Wasser von ihren Fingerspitzen schütteln.
Was war das gewesen? Wieso hatte die Innenwand des Zimmers kalt wie Eis sein können? War es denn überhaupt eine normale Kälte gewesen, oder war diese von woanders hergekommen? Konnten Geister so kalt sein? Totengeister?
Über den letzten Begriff dachte sie intensiver nach und konnte nicht eben behaupten, dass ihr wohl dabei war. Totengeister waren etwas, das sie nicht fassen oder begreifen könnte. Sie konnte nur darüber nachdenken, und das machte ihr Angst.
Fiona trat einen Schritt zurück. Sie fing an, über ihr Schicksal nachzudenken, und sie überlegte auch, dass es gewisse Dinge gab, die sie nicht einordnen konnte.
Dieses Haus war ihr so fremd auf der einen Seite, auf der anderen aber so schrecklich bekannt.
Sie hatte es schon einmal gesehen, aber nicht von innen, sondern von außen.
Es musste das Haus auf den Klippen sein! Eine andere Lösung gab es für sie nicht.
Ein Schauer rieselte über ihren Körper, als sie daran dachte.
Gefangen zu sein in dem weißen Haus, das war eine so furchtbare Vorstellung, dass sie anfing zu zittern. Plötzlich lag kalter Schweiß auf ihrer Stirn, und mit jeder Sekunde steigerte sich die Furcht.
Das Haus war eine Falle, eine Todesfalle!
Bis zur Mitte des leeren Zimmers war sie gekommen und dort auch stehen geblieben, dann drehte sie sich um. Bisher hatte sie die beiden Fenster gesehen, an einen Ausgang hatte sie nicht gedacht.
Den aber musste es auch geben.
Fiona Finley schaute nach links. Sie sah nur die weißen und bleichen Wände.
Ein Schauer schüttelte sie durch, aber trotz ihrer Angst sah sie die schmale Tür.
Etwas hoffnungsvoller schaute sie der Zukunft entgegen, bevor sie sich dem Fenster näherte. Das Holz ächzte unter ihr.
Sie ging so weit vor, bis sie das Fenster erreicht hatte. In seiner unmittelbaren Nähe blieb sie stehen und schaute hinaus.
Vor ihr lag der Strand. Dahinter das Meer. Beides tiefer vom Niveau

her, denn das Haus stand ja auf der Düne. Der Ausblick war herrlich, doch Strand und Meer sahen nicht so aus wie sonst. Sie schienen sich verschoben zu haben. Sie sahen weit und nah zugleich aus, und irgendwo liefen sie auch zusammen.

Die Frau atmete tief durch, denn sie kam mit dieser Perspektive überhaupt nicht zurecht. Da war etwas falsch gelaufen, wobei sich die Natur doch nicht verändert haben konnte. Dass sie so anders aussah, musste einen Grund haben, der unmittelbar mit dem Fenster zusammenhing.

Es kostete Fiona schon Überwindung, den Arm zu heben und mit dem Fingerknöchel gegen die Scheibe zu klopfen. Dabei lauschte sie dem entstehenden Geräusch nach, das so völlig anders klang als sonst. Viel dumpfer und dichter, so gut wie kein Echo, und es war auch sehr bald wieder verklungen.

Stille kehrte ein.

Nicht ganz, denn aus anderen Teilen des Hauses hörte sie ebenfalls Geräusche. Beinahe schon ein leises, weit entferntes Jammern und Wehklagen, nur kümmerte sie sich darum nicht, denn sie hatte etwas entdeckt, das ihr einen heißen Schrecken durch den Körper jagte.

Das Fenster hatte keinen Griff! Beinahe hätte sie aufgeschrien, aber sie musste sich der Tatsache stellen.

Kein Griff!

Wie sollte sie dann wegkommen?

Die Tür!

Sie blieb die einzige Chance. Auf einmal drängte sich die Hast in ihrem Körper hoch. Begleitet von einer Furcht, es doch nicht zu schaffen. Angst konnte die Seele auffressen. Fiona fing an zu zittern, und ihre gesamte Umgebung kam ihr plötzlich eisig vor.

Der Winter war eingekehrt, aber die Kälte hatte jemand anderer geschickt, der eigentlich hätte im Reich der Toten umhergeistern müssen.

Fiona dachte an die rote Person. An das Totengesicht, das sich hinter der Scheibe gezeigt hatte.

Ein schreckliches Gesicht mit kalten Totenaugen, in denen das Licht aus dem Jenseits schimmerte.

Sie drehte sich herum.

Als Hoffnung blieb die Tür. Auf sie wollte sich Fiona konzentrieren.

Sie lief darauf zu.

Eigentlich hatte sie schnell gehen wollen, doch da war ein Gefühl gewesen, das sie bisher nicht gekannt hatte. Beim Aufsetzen des Fußes bewegte sich der Boden, schien zu schreien und auch gequält zu rufen, als hätte der Druck ihrer Füße die alten Geister gequält, die in diesem Haus ihre Plätze hatten.

Sie erreichte die Tür.

Erst jetzt sah sie die Klinke, und dabei atmete sie tief durch. Ein Lächeln umhuschte ihre Lippen, der Schweiß auf ihrer Stirn war zu einer noch kälteren Schicht geworden, und sie fühlte sich beinahe so kalt an wie die Innenwand des Zimmers.

Auch die Klinke schien aus einem schmalen Stück Eis zu bestehen. Fiona drückte sie trotzdem nach unten, war froh, dass ihr dies gelang, und sie hoffte, dass ihr das Schicksal weiterhin gewogen blieb.

Ja, sie konnte die Tür öffnen!

Kein Grund zum Jubeln, denn als sie den Kopf in den Gang hineinstreckte, entdeckte sie nichts, das sie hätte aufatmen lassen. Der Gang war leer, die Holzwände schimmerten weiß, ebenso die Bohlen. Selbst die Decke schimmerte wie bleiches Gebein. Ein Totenhaus, das nicht tot war, sondern durch rätselhafte und unerklärliche Geräusche lebte, als wäre eine gewaltige Maschine dabei, Seelen zu quälen, damit sie keine Ruhe bekamen.

Sie spürte die Furcht, die ihr im Nacken saß. Wie ein mächtiger Stein drückte sie ihren Kopf nieder, so dass sie gezwungen war, zu Boden zu schauen.

Die Angst drückte die Hoffnung zurück, dennoch verließ sie endgültig das Zimmer und betrat den Gang.

War er schräg! Kippte er weg?

Fiona hielt den Atem an. Sie breitete unwillkürlich die Arme aus, weil sie an den Wänden einen Halt finden wollte, und abermals spürte sie die Kälte. Wie glitschiges Eis glitt sie über ihre Fingerkuppen, das allmählich taute und als Wasserbäche herabrann.

Dennoch ging sie weiter.

Unter ihr schimmerten die totenblanken Balken. Hart und fest – das dachte sie zumindest, aber sie gaben unter dem Druck ihrer Füße nach, so dass sie den Eindruck hatte, in Mulden zu treten, aus denen sie nur mühsam wieder hervorkam.

Dieses Haus ist verflucht, schoss es ihr durch den Kopf. Das ist nicht normal. Hier lauert das Böse, und… und …

Fiona blieb stehen, denn sie hatte etwas gesehen, was sie überhaupt nicht fassen konnte.

Der Gang oder der Flur war nicht derselbe. Er hatte sich verengt und gleichzeitig auch verlängert, so dass er vor ihr zu einem Schlauch geworden war.

Aus Fionas Mund zischte der Atem, wobei sie das Gefühl hatte, er würde noch kondensieren.

Fiona überwand ihre Angst und setzte den Weg fort. Dabei kam sie sich vor, als wäre eine Kraft dabei, sie vorzuschieben, denn für sie hatte sich ein neues Ziel aufgetan.

Da stand sie.

Die Frau mit den Totenaugen!

***

Susy Carter war klein, sie sah nett aus, sie wirkte so harmlos wie ein völlig normales Kind, aber sie war tot und lebte trotzdem. Es gab keine andere Möglichkeit, denn Glenda Perkins glaubte nicht daran, dass sich Fiona geirrt hatte.

Das Kind kam auf sie zu.

Glenda hockte noch immer auf dem Bett, nur hatte sie ihre Füße gegen den Boden gestemmt, bereit, aufzuspringen und dem Kind aus dem Weg zu gehen.

Die Kleine tat nichts. Sie hatte das Dunkel neben dem Schrank verlassen und geriet allmählich in den Lichtschein der Lampe, so dass Glenda die Kleine besser erkennen konnte.

Susy trug ihre Hose und einen Pullover, die Jacke nicht mehr. An der Kleidung klebten noch zahlreiche Sandkörner, als wäre sie damit eingerieben worden.

Glenda hörte jeden Schritt. Bewusst setzte Susy ihre Füße auf, sie wollte damit ein Zeichen setzen, und sie hatte ihren Kopf leicht angehoben, um in Glendas Gesicht schauen zu können. Auch Glenda sah das Mädchen starr an.

War es eine Tote?

Sie wusste es nicht, einiges in ihrem Geist sperrte sich noch dagegen, eine derart schreckliche Tatsache zu akzeptieren, doch Glenda war auch nicht von gestern. Sie arbeitete lange genug mit John Sinclair zusammen, deshalb wusste sie genau, auf welche Dinge sie sich konzentrieren musste, um dies herauszufinden.

Atmete die Kleine, oder atmete sie nicht?

Glenda betrachtete den Mund. Er war sehr klein. Bei diesem Schwung sprach man oft genug von einem süßen Mund, was die Frau nicht unterstreichen konnte, denn dieser hier war so verzogen, dass er schon zynisch wirkte. Die kleine Nase war umrahmt von den etwas pausbäckigen Wangen, die eigentlich hätten leicht gerötet sein müssen, aber nicht so bleich und wächsern. Eine normal breite und hohe Stirn, darüber wuchs das blonde Haar in zahlreichen Locken.

Nein, so sah kein lebendes Geschöpf aus. Dieses Kind war tot, und es lebte trotzdem.

Was tun – ohne Waffen? Glenda blieb nur die Flucht.

Sie musste sich schon zusammenreißen, um sprechen zu können.

Und sie riss sich noch mehr zusammen, weil sie das Zittern ihrer Stimme unterdrücken wollte.

»Hallo Susy…«

Das Mädchen bewegte seinen Mund. Es war für Glenda nicht zu erkennen, ob es dabei lächelte. Die Zunge schob sich hervor. Kein rosiges Etwas, mehr ein grauer, auch violett schimmernder widerlicher Klumpen, mit dessen Spitze sie den schiefen Schwung des

Mundes nachzog. Es klebte auch eine helle Flüssigkeit an der Zunge.

»Kannst du mich verstehen, Susy?«

Keine Antwort. Die Augen hatten sich nicht verändert, sie blieben kalt und starr, und in den kleinen Pupillen schien das Licht der Totenwelt zu leuchten.

Glenda Perkins überlegte. Irgendetwas musste sie doch tun. Sie konnte es einfach nicht hinnehmen, dass die Kleine nur vor ihr stand und überhaupt nicht reagierte.

Sehr vorsichtig und auch leicht zögernd streckte sie ihren rechten Arm und damit auch die Hand aus.

Dann spürte sie die Kälte. Je näher sie an das Mädchen herankam, umso eisiger wurde es. Die Kälte legte sich auf ihre Hand, als wollte sie dort die Haut zusammenziehen. Sie verwandelte ihre Fingernägel binnen weniger Sekunden zu kleinen, spitzen Eiszapfen, so dass sich Glenda fragte, ob sie die Hand noch gebrauchen konnte.

Susy griff blitzartig zu!

Das geschah, als Glenda die Hand wieder zurückziehen wollte, doch genau das musste Susy bemerkt haben. Und plötzlich steckte das Gelenk der Frau in einer Klammer aus Eis.

Für zwei, drei Sekunden bewegte sich keiner der beiden. Selbst Glenda wirkte starr wie eine Tote.

Dann schrie Susy böse auf.

Gleichzeitig drehte sie ihren rechten Arm, ohne dass ihre Hand Glenda Perkins' Gelenk losließ. Auch Glenda schrie, sie aber vor Schmerzen, weil sie das Gefühl hatte, ihr Gelenk würde durch die Drehung von dieser verdammten Totenklaue gebrochen. Noch immer auf dem Bett hockend wurde sie herumgewirbelt und geriet dabei in eine harte Rechtsbewegung.

Sie fiel auf das Bett, war aber zu weit an der Kante und rutschte darüber hinweg.

Glenda landete auf dem Boden. Sie missachtete den Schmerz an der Schulter, denn das kleine untote Wesen hielt noch immer ihr rechtes Handgelenk umklammert. Aus seinem Mund drangen schrille Laute, es freute sich über seinen Triumph.

Glenda war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als auf das Kind achten zu können. Deshalb sah sie auch nicht, dass Susy zu einem Tritt ausgeholt hatte.

Ihre Fußspitze erwischte Glendas Stirn.

Ein böser Schmerz flammte durch ihren Kopf. Sie konnte nicht mehr denken, auch ihre Umgebung verschwand unter grellen Blitzen. Gleichzeitig fühlte sich der Kopf an, als wäre er von verschiedenen Seiten her zusammengedrückt worden.

Und noch ein Tritt erwischte sie.

Diesmal nicht am Kopf. Glenda spürte ihn an der Hüfte, wo er sie wie

ein tiefer Lanzenstich erwischt hatte. Wieder stöhnte sie auf, aber Susy hatte mit dem Tritt genau das erreicht, was sie hatte erreichen wollen. Glenda rollte sich herum, und auf dem Bauch blieb sie liegen.

Das ist gefährlich!, schoss es ihr trotz aller Schmerzen durch den Kopf. Aus eigener Kraft schaffte sie die nächste Drehung nicht mehr, denn einen Augenblick später spürte sie den Druck des kalten, untoten Kinderkörpers auf ihrem Rücken, und sie bemerkte auch, wie sich ebenfalls kalte Hände über den Rücken schlangengleich hinwegbewegten und sich ihrem Hals näherten.

Dort packten sie dann zu.

Es war ein harter, brutaler Griff, geführt von acht Fingern und zwei kleinen Daumen, die breit genug waren, um ihren gesamten Hals zu umklammern. Sie raubten ihr die Luft.

Zum ersten Mal schoss Panik in Glenda hoch. Auf ihrem Rücken hockte das Zombie-Kind und würgte sein Opfer.

Glenda schaffte es, den Kopf anzuheben. Für einen Moment schaute sie nicht mehr gegen den bräunlichen Teppichboden; sondern darüber hinweg bis vor die Wand des Zimmers, wo noch ein Minischreibtisch seinen Platz gefunden hatte.

Sehr bald schon verschwamm dieses Möbelstück vor ihren Augen, und auch der Schrank verwandelte sich in ein riesiges, schattenhaftes Monstrum, das plötzlich anfing zu wandern und auf sie zukam.

Der Schrank – oder Schatten – schwebte heran. Er vermengte sich mit den Schatten, die Glenda bereits umgaben. Ihre Lungen schienen zu bersten. Auch Körper und Kopf drohten zu platzen, und dann kippte der Schatten nach unten.

Glendas Widerstand erlosch. Keine Chance mehr.

Der tiefe Tunnel der Bewusstlosigkeit hielt sie fest.

Sekunden später, Susy hatte ihre kalten Totenhände bereits von Glendas Hals gelöst, drehte sich der Schlüssel von außen im Schloss, und James Hurt betrat das Zimmer.

Er rechnete mit Überraschungen, deshalb schob er nur behutsam die Tür auf. Einen Schritt wagte er sich vor, dann blieb er stehen und knipste das Licht an.

In seinem Schein sah er, was vorgefallen war, und über seine Lippen huschte ein Lächeln.

Susy hatte ihr Versteck verlassen. Das untote Kind hockte noch immer auf dem Rücken der dunkelhaarigen Frau. Seine Arme hielt es hoch, die Hände gespreizt, der Mund zeigte ein böses Lächeln, und in den sonst so starren Augen leuchtete der Triumph.

Hurt schloss die Tür.

Für Susy war dies das Zeichen, ihren Platz zu verlassen. Mit einer staksigen Bewegung rutschte sie vom Rücken der Frau herab und blieb neben ihr stehen.

Hurt ging auf Glenda zu. Er wollte sicher gehen, dass sie nicht tot war, untersuchte sie kurz und nickte zufrieden, als er sich wieder aufrichtete.

Sie war bewusstlos, wie auch die Vorgängerin. Die Frau mit den Totenaugen würde sich freuen.

James Hurt stöhnte auf, als er Glenda anhob und sie zum Bett schleppte. Dort legte er sie nieder.

Mit tappenden Schritten bewegte sich das Kind durch das Zimmer und drückte sich wieder in die Ecke, wo die Schatten es verbargen. Seine Aufgabe war vorläufig erfüllt.

Der Pensionswirt aber verließ den Raum, um einen Teppich zu holen. In ihn wollte er die Bewusstlose einwinkeln. So hatte er es schon mit Fiona Finley gemacht.

Danach würde er die Spuren verwischen.

***

Ich hörte das Lachen des Mannes, nur konnte ich mich darauf nicht konzentrieren, denn die Klaue, die meinen rechten Fuß umklammert hielt, war einfach zu stark.

Sie zerrte mich nach unten.

Es war verrückt, aber ich konnte ihr nicht widerstehen. Die Kralle war einfach zu stark, ich knickte mit dem rechten Bein ein, verlor den Halt und fiel zu Boden.

Als ich mich unfreiwillig setzte, gelang mir noch ein Blick auf die Strandkörbe. Der Vater war dabei, seinen Sohn aus dem Korb hervorzuholen. Beide würden verschwinden und auch den dritten mitnehmen, während ich mich mit einem Wesen auseinander setzen musste, das tief in der Erde lauerte und mir ans Leben wollte.

Ich saß, aber mein rechtes Bein war nach hinten weggeknickt worden. Zugleich steckte es im Boden, und die Klaue konnte ich nicht sehen, denn auch sie wurde durch den Sand verborgen. Ich spürte sie nur, und zwar so hart, dass ich den Eindruck hatte, als wollte sie mir die Haut in Streifen vom Knöchel ziehen.

Verdammt noch mal, dagegen musste ich etwas tun.

Ein erneuter Ruck.

Mein Bein sackte noch tiefer.

Ich sah kein Ziel, konnte auch nicht schießen, aber ich besaß noch meinen Dolch.

Mit der rechten Hand zog ich ihn aus der Scheide. Ungefähr dort, wo ich mein Bein vermutete, rammte ich die Klinge tief in den weichen Sand, drehte sie dabei und versuchte so, an das Ziel heranzukommen und es, wenn möglich, aufzuspießen.

Die Spitze bewegte sich zwar, nur fand sie kein Ziel.

Dafür wurde ich wieder ein Stück tiefer gezogen.

Ich gab nicht auf.

Zum Glück war der Boden weich, sandig und deshalb nachgiebig. Ich drehte und bohrte die Klinge tiefer. Es rutschte immer wieder Sand nach, davon ließ ich mich nicht beirren. Keuchend machte ich weiter, kam auch voran und kippte die Waffe etwas nach rechts, denn in dieser Richtung musste ich weiterbohren.

Ich hatte Erfolg.

Etwas zuckte an meinem Fuß, biss noch einmal in die dünne Haut des Knöchels, und einen Augenblick später war ich frei. Das musste geschehen sein, bevor der Dolch die Klaue oder Kralle, die ich bisher nicht gesehen hatte, erwischen konnte.

Es war ziemlich anstrengend, das Bein wieder hervorzuziehen, aber ich schaffte es. Mit einem letzten Ruck kam ich frei und rollte mich sofort aus der unmittelbaren Gefahrenzone weg, und zwar dorthin, wo auch die ersten Strandkörbe standen.

Sicher fühlte ich mich nicht. Ich tauchte in einen Strandkorb und zog die Beine an.

Dem linken war nichts passiert, bei dem rechten traute ich mich kaum, hinzuschauen. Sehr langsam zog ich mein Hosenbein hoch, sah zuerst die Socke, die diesen Namen nicht mehr verdiente, denn der Stoff klebte in verschiedenen großen Fetzen an meinem Fuß und auch am Gelenk. Die Kralle hatte ihn zerrissen.

Leider auch die Haut. Über die Wunden konnte ich mich nicht freuen. Es waren lange, rötliche Kratzer, die feucht glänzten und auf denen Sandkörner und Staub ihren Platz gefunden hatten.

Verschmierte Wunden, für eine Heilung nicht eben vorteilhaft.

Ich reinigte sie so gut wie möglich mit einem Taschentuch, um mir das untere Bein anschließend genauer anzuschauen.

Hautfetzen umlagerten die roten Streifen. Blut sickerte auch hervor. Vielleicht spülte es die Wunden rein. Es war mir jetzt egal. Für mich zählte nur, dass ich noch einigermaßen gut laufen konnte und das Handicap nicht zu schlimm war.

Ich kletterte aus dem Korb, stellte mich hin, verlagerte das Gewicht zuerst auf das linke Bein, was einigermaßen klappte, danach auf das rechte.

Da zuckte der Schmerz bis hoch zum Knie. Um den Knöchel und auch weiter oben schienen sich einige kleine Rollen Stacheldraht zusammengedreht zu haben, jedenfalls konnte ich nicht normal auftreten. Als ich die ersten Schritte ging, humpelte ich automatisch, biss aber die Zähne zusammen, denn eine Schwäche konnte ich mir nicht erlauben.

Ich ging die erste Runde.

Sie führte mich in einen Kreis, wobei ich den Blick zu Boden gerichtet hielt. Als ich dann die Mulde erreichte, wo es passiert war,

bekam ich schon einen Schauer, aber in ihrer Mitte bewegte sich nichts. Es gab keinen Druck von unten mehr, nicht einmal Sandkörner rieselten noch nach. Alles war okay.

Allmählich wurde ich wütend. Ich hatte den Gegner nicht gesehen. Ich wusste nur, dass er hier am Strand lauerte, und ich fragte mich natürlich, wer es hatte sein können.

Welches Wesen? Eine Echse möglicherweise oder eine kalte Totenhand mit messerscharfen Nägeln?

Mein Blick fiel auf das Meer.

Wogig und mit Schaumkronen bedeckt lag es vor mir. Die Wellen rauschten in einem immerwährenden Rhythmus gegen den Strand, liefen dort aus und hinterließen breite, nasse Zungen. Sehr langsam trat ich aus der Deckung der Strandkörbe hervor, und mir fiel dabei die nette Familie ein. Der Vater hatte sich mit seinen beiden Söhnen aus dem Staub gemacht. Auch den letzten hatte er noch mitgenommen.

Ich schluckte schwer an meiner Wut, bis ich die Dünen hochschaute und das Haus sah.

Still und verlassen lag es vor mir. Die Sonne war bereits tiefer gesunken, der Himmel war von den Wolken beinahe ganz befreit, so hatten die Strahlen freie Bahn und erwischten auch die weiße Fassade, die sie mit einem dünnen blutigen Schleier anmalten, der auch gegen die Fenster strich und diese ausfüllte.

Für mich glich dieses Bild einem düsteren Vorboten der Hölle, der die Unterwelt verlassen hatte, um das Grauen anzukündigen.

Das Haus!

Meine Gedanken drehten sich einzig und allein darum. Es musste einfach das Haus sein, eine andere Möglichkeit gab es nicht. Es war das Zentrum, und auch die Kollegin hatte schon darüber berichtet.

Nur hatte sie ein Gesicht gesehen, sehr rot, mit kalten Totenaugen.

Zu ihm gehörte ein ebenfalls roter Körper, bei dem ich mich fragte, ob es sich um eine Materialisation handelte oder er sich als feinstoffliches Etwas mit menschlichen Umrissen gezeigt hatte.

Schon einmal hatte ich versucht, das Haus zu betreten. Es war mir nicht gelungen, die Türen waren verschlossen. Wahrscheinlich musste ich die Fenster einschlagen, und das würde ich auch machen. Allerdings nicht jetzt, sondern am späten Abend, wenn die Dunkelheit über Harrings-on-Sea lag.

Für mich war jetzt wichtig, dass ich Glenda traf. Sie hatte von mir den Wagen bekommen. Ich hätte ihn gern selbst gehabt. Da das nicht der Fall war, musste ich zu Fuß gehen.

Mein Weg führte mich wieder die Treppe hoch, dann ging ich über die Holzplanken. Bei jedem Schritt biss ich die Zähne zusammen, besonders dann, wenn ich zu hart mit dem rechten Fuß auftrat. Das

Misstrauen war noch immer nicht gewichen. Ich hatte mich kaum in dem kleinen Küstenort aufgehalten und mir schon Feinde geschaffen, die aber waren in meiner unmittelbaren Nähe nicht zu sehen.

Ich atmete auf, als ich die Dünen verlassen hatte. Ein schmaler Weg, nur für Fußgänger und Radfahrer, führte in das Innere des Ortes.

Viel Verkehr herrschte nicht. Harrings-on-Sea schlief noch, atmete durch, aber der große Strom an Touristen würde bald eintreffen, sofern sich das Wetter stabilisierte.

Ich sah eigentlich nur Einheimische, die mich nicht anders anschauten als in London auch. Vielleicht fiel einigen von ihnen auf, dass ich leicht humpelte, darum kümmerte ich mich nicht.

Ich wollte das Café erreichen, wo Glenda sicherlich schon ungeduldig auf mich wartete. Es war abgemacht, dass sie nach dem Besuch bei den Hurts dort hinkommen sollte.

Das Café lag in der Ortsmitte, wo die Häuser relativ gedrängt standen. Ich musste über einen kleinen Platz gehen, um es zu erreichen. Die Menschen interessierten mich nicht. Einige von ihnen saßen auf einer grünen Metallbank, die den Stamm eines Baumes wie ein Ring umschloss. Ich ging an ihnen vorbei, denn in der Nähe befanden sich Parkflächen, und dort hatte Glenda sicherlich auch meinen Wagen abgestellt.

Ich entdeckte ihn nicht!

Acht Fahrzeuge standen dort, nur mein Rover befand sich nicht darunter. Zwar parkte dort das gleiche Modell, aber in einer anderen Farbe. Feuerrot hätte ich es nie genommen.

Genau neben diesem Fahrzeug blieb ich stehen und runzelte die Stirn. Auf einmal wurde mir kalt. Es lag nicht am Wetter, sondern an meinem Gefühl, das mich warnte.

War Glenda nicht hier gewesen?

Auf Vermutungen wollte ich mich nicht verlassen, deshalb betrat ich das kleine Café, in dem wir verabredet waren. Nur vier der modernen Stahlrohrtische waren besetzt. Auf dem Boden breiteten sich rote Fliesen aus, an der Kuchentheke standen zwei Frauen, die einkauften. Glenda befand sich nicht darunter.

Ich zog mein Bein etwas nach, als ich ebenfalls auf die Theke zuschritt. Ein junges Mädchen mit sagenhaft vielen Sommersprossen im Gesicht schaute mich lächelnd an und fragte freundlich: »Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Mit einer Auskunft.«

Die Verkäuferin erschrak, schluckte dann und zeigte sich verlegen. »Ich weiß nicht, ob…«

»Es geht um eine Frau, die ich eigentlich hier bei Ihnen hatte treffen wollen.« Ich deutete in den Raum hinein. »Jetzt aber fällt mir auf, dass sie gar nicht da ist.«

»Da weiß ich auch nichts…«
»Moment, ich werde sie Ihnen beschreiben. Da sie fremd ist, ebenso wie ich, wird sie Ihnen sicherlich aufgefallen sein. Sie sehen mir aus, als hätten Sie eine gute Beobachtungsgabe.«
»Bitte, ich…«
Ich überbrückte ihre Verlegenheit mit einem Lächeln und beschrieb Glenda sehr genau. Die Verkäuferin hörte auch zu, sicherlich gab sie sich Mühe, doch sie schüttelte den Kopf, als ich meine Beschreibung noch nicht beendet hatte.
»Das tut mir Leid, Sir, diese Dame habe ich nicht gesehen.«
»Wirklich nicht?«
»Nein, ich hätte mich bestimmt an sie erinnert.«
»Nun, das glaube ich auch.«
»Kann ich denn sonst noch etwas für Sie tun?«
Ich deutete auf ein Sandwich mit Käse.
Ich kaufte außerdem noch eine Dose Cola und verließ das Café.
Draußen fand ich eine Bank, auf der ich mich niederließ. Ich aß, trank und dachte dabei an Glenda.
Plötzlich war mir die Zeit knapp geworden. Meine Unruhe stieg mehr und mehr an. Tief in meinem Innern hatte sich ein bedrückendes Gefühl festgesetzt. Ich kämpfte dagegen an und sagte mir, dass Glenda möglicherweise direkt zu den Hurts gegangen war, um dort die entsprechenden Fragen zu stellen. Sie hatte aufgehalten werden können. Vielleicht hatten sie und Fiona sich verquatscht.
Das konnte sein, musste aber nicht. Ich leerte die Dose, warf sie in einen Papierkorb und kehrte noch einmal zurück in das Café. Die Kleine mit den Sommersprossen lächelte mir wieder zu und hörte, wie ich nach dem Weg zu den Hurts fragte.
»Da müssen Sie bis zum Ortsende.«
Ich verzog den Mund. »Tatsächlich?«
»So weit ist es nicht.«
»Ich bin nicht der beste Läufer. Und wo, bitte schön, finde ich das Haus der Familie.«
»Auf der rechten Seite.« Sie beschrieb mir den Vorgarten sehr genau, damit ich das Ziel nicht verfehlen konnte, denn die Häuser, die dort standen, sahen ziemlich gleich aus.
Ich bedankte mich noch einmal und verließ das Café. Verdammt noch mal, an meinen verletzten Fuß konnte ich mich nicht gewöhnen. Immer wieder spürte ich die Schmerzen beim Auftreten.
Ich musste sie mir verbeißen, und manchmal zuckten meine Mundwinkel doch.
Der Weg war nicht sehr weit, doch ich bekam viel von Harrings-on-Sea zu sehen, hielt auch die Augen offen, weil ich Glenda und zudem meinen Rover suchte. Von beiden sah ich zunächst nichts.

Dafür Menschen, die hier wohnten, auch einige Touristen, die durch die Straßen schlenderten, und die Gegend änderte sich etwas, als ich das Neubaugebiet mit seinen verklinkerten Häusern erreichte. Sie sahen mir ein wenig zu gleich aus.

Zwar hatte mir die nette Verkäuferin den Vorgarten beschrieben, auf ihn jedoch brauchte ich nicht zu achten, denn ich entdeckte den Rover vor dem Haus.

Also war Glenda noch da.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich ging langsam um den Wagen herum und sah erst jetzt, dass ich vom Vorgarten her beobachtet wurde. Eine ältere Frau im geblümten Kleid war dabei, sich aufzurichten. Aus leicht zusammengekniffenen und meiner Ansicht nach auch misstrauischen Augen schaute sie mir entgegen.

Am Heck des Fahrzeugs ging ich vorbei, betrat den sauberen Gehsteig und blieb dicht vor dem Grundstück stehen, wobei ich der Frau einen freundlichen Gruß entgegenschickte.

»Ja bitte…?«

»Sind Sie Mrs. Hurt?«

»Jaaaa«, dehnte sie, »warum?«

»Ich möchte gern mit Ihnen sprechen.«

Sie rieb ihre Hände gegeneinander und hob die Schultern. »Sorry, aber wir kennen uns nicht.«

»Das stimmt.« Ich deutete auf den Rover. »Nur ist das mein Auto, das hier steht.«

Ihr Gesicht vereiste. Oder fror das Staunen nur ein? So genau konnte ich es nicht unterscheiden, aber ich spürte die Veränderung wohl, und sie fiel mir keinesfalls positiv auf. So etwas wie Abwehr strahlte mir entgegen, gepaart mit Unsicherheit, und mich überkam der Eindruck, ungelegen gekommen zu sein.

»Wieso ist das Ihr Auto?«, fragte sie patzig.

»Das müssen Sie mir schon glauben, Madam. Glenda Perkins und ich sind gemeinsam nach Harrings-on-Sea gekommen, und Miss Perkins werden Sie ja kennen.«

Zunächst sah es so aus, als wollte sie es abstreiten, dann bequemte sie sich zu einem Nicken, und ich ging noch einen Schritt weiter, wobei ich auf den Eingang deutete. »Da sie ja bei Ihnen ist, möchte ich sie gern sprechen.«

Wieder wurde die Frau überrascht. Ich befand mich bereits vor ihr und nicht mehr weit von der Tür entfernt, als ich ihre hastigen Schritte hörte.

»Hören Sie, Mister, Sie können nicht einfach…«

»Ich möchte nur Miss Perkins abholen. Ich kann auch hier draußen warten, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Sie ist nicht da.«

»Ach ja?« Mein Lächeln war süffisant. »Wo hält sie sich denn versteckt, Mrs. Hurt?«

»Sie ist mit meinem Mann weggegangen.«

»Und wohin?«

»Ich weiß es nicht genau. Aber es ging wohl um eine Bekannte, die bei uns gewohnt hat.«

»Ja, Fiona Finley.«

Als die Frau den Namen hörte, schrak sie wieder zusammen.

Scharf schaute sie mich an, dann eilte sie an mir vorbei, schloss die Haustür auf, huschte in das Haus und wollte die Tür so rasch wie möglich wieder zudrücken, als hätte sie etwas zu verbergen.

Ich war schneller, stoppte die Tür mit dem Fuß, drückte sie weiter auf und hörte Mrs. Hurts wütenden Schrei.

Darum kümmerte ich mich nicht. Auch wenn sie sich von innen her gegen die Tür stemmte, ich drückte sie so weit auf, dass ich das Haus betreten könnte.

Die Frau schrie nach der Polizei. Auch das kümmerte mich nicht.

Stattdessen achtete ich sehr genau auf mein Gefühl und auf die innere Stimme.

Ich hatte den Eindruck, nicht ein Haus, sondern eine große Gruft zu betreten…

ENDE des ersten Teils